Der
eiserne Mann.

Von

Paul Féval,

Verfasser des „Paradies der Frauen" ꝛc.

Nach dem französischen Manuscripte

von

Anton Langer.

Zweiter Theil.

Autorisirte Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.

Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Bertha's Behausung.

Auf dem Platze, wo einige Jahre später jene prachtvolle Cathedrale von Dol begonnen wurde, die noch vor ihrer Vollendung in Staub zerfallen wird, führte die »Wunderstraße« in vielfachen Krümmungen zum Marktplatze hinab. Es war dies der adelige Stadttheil. Daselbst befanden sich gewiß fünf Herrenhäuser, die ihre spitzen Eckthürmchen in die schmale Straße vorspringen ließen, und diese fünf Herrenhäuser bildeten die Hauptkundschaft von Frau Fanchon le Priol, die einst Meiersfrau im Flecken Saint-Jean gewesen, und jetzt Kleinhändlerin war.

Frau Fanchon eröffnete ihren Laden, der mit Bändern, Schnürriemen, Federhältern, Seidenschnürchen und geflochtenen Wollschlingen wohl versehen war, gerade gegenüber vom Herrenhause der Maurevers. Die wackere Frau war bereits hoch an Jahren, allein sie hatte ihr freundliches Gesicht bewahrt und trank noch immer ihren Schoppen Aepfelmost auf einen Zug. Simon le Priol, ihr Gemal, war ihr bereits auf den Kirchhof vorausgegangen.

Das Haus Maurever war ein ziemlich großes Gebäude, das sein massives Portal unter einer Vertiefung in Form eines verschobenen Vierecks barg. Die Jungfrau Maria und

die heilige Anna standen in vergitterten Nischen zu beiden Seiten des Thores. Am Abend zündete man zwei kleine Harzkerzen unter den geweihten Bildern an und dies war die einzige Beleuchtung der schönsten Straße von Dol.

Wir neigen uns sehr zu dem Glauben hin, daß die »Wunderstraße« ihren Namen blos diesen beiden schützenden Lampen verdankte, denn ein in der Nacht schimmerndes Licht in einer bretagnischen Stadt war damals wirklich ein Wunder.

Zwei kleine Thürme von ungleicher Form und Höhe sprangen zu beiden Seiten des Vierecks in die Straße vor; der zur rechten hatte einen eisernen Balcon, welcher auf seiner granitenen, zierlich behauenen Unterlage in die Straße hineinragte. Auf diesen Balcon öffnete sich das Fenster Bertha's, Mathildens von Maurevers, Fräuleins von Montfort, Tochter Enguerrands von Maurever, Erbherrn auf Montfort und Bosc, des jüngern Sohnes vom seligen Herrn Hue.

Bertha besaß das reiche Familienerbe ihrer Mutter, die eine Combourg gewesen war und keinen Bruder hatte.

Das Fenster Bertha's schloß seine Wölbung mit einem scharf geschnittenen gothischen Spitzbogen. Die Scheiben waren in kleeförmigen Rahmen von Ebenholz eingefügt, überragt von halbrunden Kränzen, und wurden wie jene Fenster, die über den Köpfen der Heiligen schwebend erhalten werden, nach oben geöffnet. Die Wand, welche sich dem Fenster gerade gegenüber befand, trat tief in die Hauptmauer des Gebäudes zurück und bildete einen riesigen Alcoven, in dessen Hintergrunde ein Betschämel zwischen zwei hohen silbernen Armleuchtern stand. Rechts von dem Alcoven bildete eine Glasthür den Ausgang in einen schwebenden Garten, der

durch stufenweise sich senkende Terrassen mit den großen ebenerdigen Gärten des Herrenhauses in Verbindung stand.

Links befand sich das Kämmerlein zum Ankleiden, oder wie wir heut zu Tage sagen: das Toilettezimmer.

Bertha zählte achtzehn Jahre. Sie bedurfte wirklich keiner großen Mühe, um sich schön zu machen. Sie brauchte nur ihre glänzenden blonden Haare mit dem perlenartigen Reflex nicht gar zu sehr unter der steifen Kegelmütze zu verbergen, welche die Mode damals den Köpfen der Edelfräuleins aufzwang; sie durfte nur ihre kühne, biegsame Gestalt, ihre schönen weißen Hände, ihr Elfenfüßchen zeigen; sie durfte nur die langen Wimpern ihrer Augenlider aufschlagen, welche den sanften, zärtlichen Stolz ihrer blauen Augen bargen; sie brauchte nur zu lächeln.

Sie war groß; es lag wohl ein wenig Hochfahrenheit in ihrer Anmuth, aber auch viel kindliche Einfachheit. Die armen Leute von Dol wußten es am besten, daß sie wohlthätig und gut war.

Sie hatte schon in ihrer Kindheit ihre Mutter verloren. Ihr Vater, der sie erzogen hatte, war ein ziemlich schönes Familienporträt. Er folgte dem Hofe von Nantes. In den Zeiten der Praguerie *) war er ein stattlicher Kriegsmann gewesen. Das war aber auch Alles.

Wir treten im Palaste Maurever vierzehn Tage nach dem Besuche ein, welchen Pierre Gillot von Tours in der

*) So nannte man eine Verschwörung gegen den Einfluß der Agnes Sorel am Hofe Carls VII., in welche sich sogar der Dauphin und nachmalige König Ludwig XI. mit eingelassen hatte.

Anm. d. Uebers.

Touraine im Herrenhause zu Roz gemacht hatte. Bertha vollendete so eben ihren Anzug. Javotte, ihre Zofe, eine volle Brünette mit lachenden Augen, steckte ihr längs den Wangen die glänzenden Zöpfe ihres Kopfputzes zurecht, und plauderte, wie es sich ziemt für ein Kammerkätzchen von Dol. Die Kammermädchen von Dol gleichen aber in dieser Beziehung den Kammermädchen aller Länder.

»O das ist einmal gewiß, schön ist er, das muß man sagen, Herr Gott im Himmel!« schwatzte sie, indem sie die Beistriche unterdrückte, um nur nichts zu verlieren, »'s ist die reine Wahrheit, ich lüge nicht. Wenn er auf der Straße reitet, mit Jeannin, seinem Waffenmeister — ebenfalls ein schöner Mann, das läßt sich nicht läugnen! — so fliegen alle Fräuleins ans Fenster, um ihn vorübertraben zu sehen. 's ist sogar ein bischen unverschämt, man kann's schon sagen, ans Fenster zu laufen, um den Kriegsleuten ins Gesicht zu gucken. Haltet doch euren Kopf ein klein wenig nach rechts, Fräulein Bertha, — so! — Wie ich Euch sage, — da ist zum Beispiel die Raoulette Gennec — seitdem ihr Vater Schöffe ist, ist er so dick geworden, daß er sich immer nach der Seite halten muß, wenn er zum Thor du Champ-Dolent hinaus will! — die Raoulette wirft dem Waffenmeister Jeannin immer verliebte Augen zu.«

»Du bist ein Lästermaul, kleine Javotte,« sagte Bertha sanft.

»Ich ein Lästermaul, Fräulein! Ach, mein Jesus! Glaubt Ihr etwa, es sey mir nicht ganz gleichgiltig, wenn die Raoulette, ja selbst Fanchon du Haut-Lieu dem Jeannin Liebesblicke zuwerfen, von der rothen Yvonne gar nicht zu reden? Ei doch! ei doch! 's ist mir ganz einerlei! Und all' das war nur, um Euch zu sagen, daß Messire Aubry vor

lauter Liebe zu Euch den Kopf verliert. Seit vollen vierzehn Tagen kommt er täglich, jeden Morgen und Abend, in die Stadt Dol. Und dann geht's hinauf, hinab, — Du meine englische Güte! — bald zu Fuß, bald zu Pferd, und immer nur durch die Wunderstraße.«

»Und niemals noch hat er die Schwelle unseres Hauses überschritten,« unterbrach sie Bertha traurig.

»Ei was denn! was denn!« rief die dicke Javotte, »seitdem die Welt Welt ist, sind die jungen Mannsleute immer scheuer als die Mädchen. Das kommt vom Unterschiede der Geschlechter her, wie mein Oheim Bruno sagt, der Mönch und Gelehrter ist.«

Da hat man nun mit einemmale den Grund, warum Javotte so geschwätzig war, sie hatte ein wenig vom Blute ihres Ohms, des ehrlichen Bruno, in den Adern.

»Sagt nur,« fuhr sie fort, »sollte Messire Aubry nicht etwa so naseweis und vorwitzig seyn, als ob er Unterröcke trüge? Geht doch! Er braucht nicht ins Haus zu kommen, — man weiß doch wen's angeht. — Er müßte nur wegen mir, — oder wegen der kleinen Jeannine drüben bei der Le Priol die Wunderstraße hinauf- und hinunterreiten.«

Sie brach in ein lautes, herzliches, lustiges Gelächter aus.

Die langen Zöpfe Bertha's fielen in Unordnung auf ihren weißen, biegsamen Hals. Die ein wenig harte und ein wenig rothe Hand der Zofe ließ die köstliche zarte Fleischfarbe dieser so jugendlichen und so schönen Schultern noch mehr hervortreten. In der That, — keinesfalls ritt Messire Aubry wegen Javotte die Wunderstraße hinauf und hinunter.

»Weißt Du,« sagte Bertha, »mach mir die Haare so, daß die Zöpfe anschwellend und sich abrundend herabhängen.

Als ich eines Tages den Kopfputz so hatte, da sah er lange, lange — meine Haare an; ich erinnere mich recht gut daran.«

»O! wie werdet Ihr Euch Eins das Andere lieben, — meine theure Gebieterin! Und das schöne Paar, das Ihr abgeben werdet!«

Bertha schlug die Augen nieder und eine flüchtige Röthe belebte ihre etwas bleiche Wange. Beinahe hätte sie gelächelt.

»'s ist sonderbar,« murmelte sie, »Du sagst mir immer, daß er mich liebt, Javotte; mein Vater versichert mir dasselbe, Madame Reine schreibt mir's; der wackere Stallmeister schwört mir's mit den gräßlichsten Flüchen. — Und er — o! — er hat mir niemals etwas Aehnliches gesagt!«

»Da ist sein Geschlecht daran Schuld, Fräulein Bertha, — nur sein Geschlecht!« rief die bäurische Zofe; »bedenkt doch, daß er ein Mann ist. Ich habe erzählen gehört, daß es in Paris anders ist. Allein Messire Aubry ist aus der Bretagne. Du mein Jesus! Wie Ihr mich hier seht, hat Julien Moutonnet, mein Verlobter, zwei Jahre gebraucht, bevor er es wagte mir einen kleinen Puff in den Rücken zu geben. Nun seht Euch einmal an, ob Euch eure Zöpfe gut stehen.«

Bertha warf einen zerstreuten Blick in den kleinen Spiegel, der zwischen zwei aus Holz künstlich geschnittenen kleinen Säulen in der Schwebe hing.

Sie war so reizend, daß ihr Trübsinn nicht Stand halten konnte. Ein Blitz naiven Stolzes flammte in ihren Augen auf. Sie hatte Vertrauen zu sich selbst.

»Ja, mein Kind,« sagte sie, »meine Zöpfe stehen mir gut; aber Du redetest eben von Jeannine; warum kommt sie nicht mehr auf Besuch zu mir?«

»O was das anbelangt, das weiß ich, meiner Treu, selbst nicht,« entgegnete Javotte, »ich kümmere mich nicht viel um solche gemeine Leute. Aber jetzt muß ich Euch eine Geschichte erzählen, die Euch gewiß unterhalten wird, eine Geschichte von dem Menschenfresser auf den Inseln.«

Javotte, die von ihrer Gebieterin weggetreten war, um aus der Ferne die Wirkung ihrer Arbeit zu betrachten, wurde nicht gewahr, daß mit einem Male ein leises Beben die Spitzen des Kopfputzes bewegte und eine noch mattere Nuance von Bläſſe auf Bertha's Stirn emporstieg, und hätte sie es auch bemerkt, so würde sie es doch ganz natürlich gefunden haben, denn es genügte damals den furchtbaren Namen des Grafen Otto Beringhen, des eisernen Mannes, auszusprechen, um alle Mädchen zum Erbleichen und Zittern zu bringen.

Es war das gewaltige Schreckgespenst der normännischen und bretaguischen Küsten. Die wenigen Worte, die wir in den ersten Capiteln unserer Erzählung über ihn gesagt haben, haben ihn bereits in jenem phantastischen, geheimnißvollen Lichte gezeigt, in welchem Helden und Bösewichter weit über die menschliche Höhe hinauswachsen.

Allein wir waren nicht im Stande über die unzählige Menge von Versionen zu reden, die von Meile zu Meile, längs der ganzen Küste, wechselnd, einer und derselben Persönlichkeit hundert verschiedene Gestaltungen verliehen und dieselbe mit einer Wucht von Sünden beluden, welche das weiteste Gewissen von hundert Verworfenen nicht zu ertragen im Stande gewesen wäre.

Der Grund von allen dem war augenscheinlich die Erinnerung an die halb wahnsinnigen, wilden Schreckensthaten, die durch den kurz vorher stattgehabten Prozeß des Marschalls

von Raiz enthüllt worden waren. Die öffentliche Meinung war aufs Empfindlichste verletzt worden. Ueberall sah man unnatürliche Verbrechen, Ermordung von Kindern und Jungfrauen, Teufelsbeschwörungen und jene Zauberkünste, welche die Wissenschaft des Mittelalters stets versprach, ohne sie jemals hervorbringen zu können.

Jeder Forst war damals mit bösen Geistern bevölkert. Das kleinste Gehölz hatte seinen kleinen Teufel, der die Vorübergehenden zerkratzte, wenn seine Schwäche ihm nicht erlaubte, ihnen den Hals umzudrehen.

Die schauerlichen Feste auf dem Schlosse Tiffanges, die entweihten Gräber, die mit Menschenblut befleckten Marmoraltäre, die Keller voll Gebeinen, welche sich nicht in Gold hatten verwandeln wollen, die sonderbar verzierte, gotteslästerliche Capelle, wo ein Verworfener in erzbischöflichem Costüme den Opferdienst verrichtet hatte, die große hohle Eiche von Pousanges, die von oben durch das Feuer des Himmels verstümmelt, von unten durch den Athem der Hölle versengt worden war, — der Brunnen von Craon, aus dem heißes, rothes Wasser hervorsprudelte, endlich jene düsteren, prachtvollen Gallerien, wo der schändliche Prelati sich zur Mitternachtsstunde mit dem bösen Feinde besprochen hatte. All dieses galt für authentisch und war durch ein feierliches Urtheil bestättigt worden.

Und die Richter waren Johann von Malestroit, Bischof von Nantes, Kanzler der Bretagne, und Peter de l'Hospital, Seneschall von Rennes, Präsident der Bretagne.

Sie hatten die Geständnisse der Schuldigen in öffentlicher Sitzung eingeholt.

Und jeder erinnerte sich an das schwarz ausgeschlagene Schaffot, auf welches Gilles von Raiz, der Sohn des gro-

ßen Grafen Brenor von Laval, mit gebundenen Händen, geschornem Haupte und mit Thränen im Auge gestiegen war.

Jahre waren seitdem verflossen, allein die düstern und unheimlichen Begebenheiten vergißt man in der Bretagne nicht. Dieses Volk, das den Tod und die Macht lieb hat, gefällt sich in unheimlichen Phantasiegebilden.

In den Spinnstuben wiederholte man den verfluchten Namen Gilles von Raiz noch lange Zeit, und die Poesie, welche die Seele der bretonischen Hütten ist, bemächtigte sich der Legende, um dieselbe auszuspinnen, zu übertreiben, sie ins Unendliche zu theilen und aus jedem ihrer Bruchstücke eine Erzählung zu machen, bei der man stehend einschlafen kann.

Der Teufel ist bei den guten Leuten im Westen immer sehr in der Mode gewesen. Damals war er mehr in der Mode als je. Jeder wußte es ganz genau, daß es zwischen den Felsen von Pen-march Männlein mit langem, blauem Barte gäbe, die sich vom Schaum des Meeres nährten und die das furchtbare Wort wußten, welchem der Sturm gehorcht.

Im Schooße der Druidengrotten von Sen, auf jenen heiligen Thronen, die einst die Priesterinnen bargen, saß noch immer, — diejenigen, die es nicht glaubten, konnten hingehen und selbst sehen, — ein Gallier, älter als die Welt, und vernichtete mit seinem Athem die Schiffe, die in die Todtenbucht hinein geriethen.

Carnac sah in jeder Nacht die Armee seiner geheimnißvollen »Men-hirs« um einen Stein größer werden. — Und vierundzwanzig Jungfrauen aus der Stadt Carentoir, die sich im Forst von Rieux verirrt hatten, lagen unter den Rosengebüschen von Oust beisammen, als arme gebleichte Skelette, welche die weiße Frau der Sümpfe trocknete.

Warum? — Ach, Jung und Alt würde geantwortet

haben: »Weil auf diesem Boden Alles Verirrung und Ruchlosigkeit war; weil Gott das Land Bretagne aufgegeben hatte, weil das heilige Kreuz auf den verödeten Pfarrkirchen nicht mehr die Kraft hatte, die Umgebung zu beschützen.«

Es wäre sehr sonderbar gewesen, wenn bei dieser Sündflut von übernatürlichen Geschichten die Sandufer des St. Michelsberges, die so furchtbar an Unglücksfällen waren, die nebligen Küsten und jene Inseln, welche das Auge in der Ferne, über Tombelène hinaus, erräth, ohne Legenden geblieben wären.

Und so gab es denn auch eher zehn, als eine, und der eiserne Mann, der Menschenfresser von den Inseln, war gleichsam der Jupiter dieser dunklen und phantastischen Mythologie.

Der Graf Otto Beringhen *) war seit vier Jahren im Lande. Der anscheinende Beweggrund seiner Ankunft war eine Wallfahrt zum Dome des St. Michelsberges gewesen, allein er war in die Kirche nur ein einziges Mal eingetreten, gewaffnet und mit geschlossenem Visir und man hatte ihn auf den Armen wieder aus der Capelle getragen, wo er gleich beim Introitus der Messe wie vom Blitze Gottes getroffen zusammengestürzt war.

Ein seltsamer Umstand bei all diesen seltsamen Einzelheiten blieb der, daß Niemand das Gesicht des Grafen Otto gesehen hatte. Der obere Theil seines mit Perlen gezierten Helmes blieb stets geschlossen.

*) Die Handschriften nennen ihn abweichend Othon Berenger, Otto Beringhen, Otho Beringarius. Er kaufte von der Gemeinde Granville die Herrschaft der Chausey-Inseln im Jahre 1465.

Anmerk. d. Verf.

Die Einen behaupteten, er sey schwarz wie die Wilden an den Quellen des Nils. Die Andern sagten, das Visier seines funkelnden goldenen Helmes verberge das Antlitz eines Todtenkopfes. Die Ersten kamen vielleicht der Wahrheit nä- her, denn der Graf Otto hatte in seinem Gefolge stets zwei Stallmeister und vier bewaffnete Diener, die alle sechs der Negerrace angehörten.

Er kleidete sie in weiße Seide mit Silber gestickt.

Wie sollen wir aber das ausdrücken, was nun folgt?

Der Graf Otto war dreifach: es war in ihm der eiserne Mann, der Menschenfresser von den Inseln, und das Ge- spenst der deutschen Volkssagen vereinigt, welche von den Wallfahrern des heiligen Berges nach der Bretagne gebracht worden waren. Die Leute im bretagnischen Lande begreifen derlei wundervolle Vervielfältigungen der menschlichen We- senheit ganz gut und wissen viel davon zu erzählen. Man kann es als allgemeinen Satz aufstellen, daß ihre von Wun- dersagen übersättigte Phantasie nicht die mindeste Anstren- gung zu machen braucht, um das Unmögliche für wahr anzu- nehmen. Der Graf Otto Beringhen war unter seiner ersten Form, nemlich als eiserner Mann, ein vom Kopf bis zu den Füßen gewappneter Krieger, der auf hohem Rosse saß, und dem sechs Aethiopier von Ebenholzfarbe folgten, welche weiße Tuniken trugen. Der Menschenfresser von den Inseln war im Gegentheile ein bärtiges Ungeheuer, das in der Nacht auf einem wilden, sattellosen Pferde herumsprengte, mit einer Hacke in der Hand, Rauch zwischen den Zähnen und Feuer in der Höhlung seiner Augen.

Und gleichwohl waren der Menschenfresser und der eiserne Mann ein und dieselbe Person, die sich, wenn's Noth that, nochmals umgestaltete und noch eine dritte Hülle annahm.

Diese war der deutsche Traum, ein schöner junger Mann, bleich wie das Leilach der Todten, — kalt, traurig stumm, mit schwarzen, seidenen Haaren über der Trostlosigkeit beurkundenden Stirne, mit Händen, die weißer und weibischer waren, als die eines Edelfräuleins, mit einem sanften Blick, und ernster, zum Herzen klingender Stimme.

Nun wähle man zwischen den dreien!

Und man erstaune nicht mehr, daß die schöne Bertha von Maurever einigermaßen in Aufregung gerieth, als ihr Javotte, ihre Zofe, zu wissen machte, daß sie ihr eine Geschichte von dem Grafen Otto Beringhen mittheilen wolle.

II.

Der Schönsten.

Javotte begann die Geschichte, welche Bertha von Maurever so sehr unterhalten sollte, folgendermaßen:

»Nun also, gestern Abends bei der Dämmerung hat man die Stadtthore zugeschlossen, wegen den Soldaten des Königs von Frankreich, die dort drüben, auf der andern Seite von Couesnon, am Rande der Dünen ihr Lager haben. — Na, 's ist gut! — 's gibt aber auch Wesen, die bei verschlossenen Thüren hereinkommen, nicht wahr? Und was die Soldaten des Königs von Frankreich anbelangt, so hoffe ich, daß wir sie bis zu den Landespatronfesten hier sehen werden, wir mögen wollen oder nicht!

»Da seht nur,« unterbrach sie sich selbst, an den Fingern zählend, »wir haben zuvörderst die Assemblée *) in

*) Assemblées (Versammlungen) nennt man die Feste der Stadtpatrone in der Oberbretagne. In den Departements

Pontorson, hier und in Couesnon, in der Normandie und in der Bretagne, mit Tausenden von Pilgern auf den Dünen. O mein Jesus! wie schön wird das werden! Das ist einmal Eins. Sodann haben wir die große Feierlichkeit, wo der König seine neuen St. Michaelsritter einweihen wird, mit Turnier, Lanzenrennen, Ringspenden und Trara! Trara! Ihr werdet auch dabei seyn, wenn Ihr wollt, ich nicht. Sodann haben wir den Empfang unsers gnädigsten Herrn Herzogs, der mit seinem ganzen Hofe von Nantes in seine gute Stadt Dol kommen wird.«

»Aber deine Geschichte, Kind!« sagte Bertha.

»Ja richtig, meine Geschichte! — Es gibt also Wesen, die bei geschlossenen Thüren hereinkommen. Ich sage, 's ist ganz gewiß. Und obendrein ist's nicht einmal so selten als der weiße Rabe und der vierblätterige Klee. Auf dem ganzen Markte redet man von nichts Anderem. — Ja so die Geschichte! — kommt schon. Gegen eilf Uhr in der Nacht glaubte der Thorwart, — ist's nicht eine Schande, daß man zur Bewachung der Stadt Dol nur einen armen Krüppel hat, ohne Zähne, der auf beiden Beinen hinkt und seine Hellebarde mit dem linken Arm trägt, weil ihm der rechte fehlt? Nun gut, — gegen eilf Uhr glaubte Renot, der Wachmann — solch einen Krüppel nennt man noch einen Mann! — Renot glaubte in der Ferne, von der St. Annencapelle her, ein Getrabe von Pferden zu hören, die durch den Koth sprengten. Gott weiß, daß es Koth genug gibt in unserer guten Stadt, — jetzt schon und gar erst im

Morbihan, Finnisterre und Côtes du Nord heißen sie Pardons (Abläße).

Anmerk. d. Verf.

Winter! Der Thorwart Renot bekam Furcht. Er lehnte seine Hellebarde an die Mauer und versteckte sich hinter dem Thor. Ja, er that's, denn er selbst hat es erzählt. Würdet Ihr Euch verstecken, wenn Ihr eine Hellebarde trüget? Ich gewiß nicht! Und was sah Renot? Bei meiner Seel! 's ist spaßig? Er sah den eisernen Mann, dessen Gesicht noch kein Christenmensch erblickt hat. Er sah die sechs Mohren in weißen Anzügen, — alle Sieben waren zu Pferde. 'S war nicht um Einen mehr oder weniger, Renot hatte sie gezählt. Die Pferde der Mohren waren weiß, das Pferd des Menschenfressers war aber schwarz mit einem silberweißen Stern zwischen den Augen. Ich möchte den Stern sehen. Man stirbt nicht vor Furcht. Sie ritten alle Sieben im Schritt und sangen, Gott weiß welchen Teufelschor, — natürlich fehlten die Sauflieder nicht. Als sie vorüber waren, kroch Renot, der Nachtwächter, sachte, sachte aus seinem Versteck heraus und folgte ihnen zitternd, als ob er schon im Fieber läge. Der arme Kauz liegt heute Morgens wirklich im Bett. Aber was glaubt Ihr, Fräulein Bertha, wo der eiserne Mann und seine Schwarzen hin geritten sind?«

Bertha antwortete nicht. Sie trug eine gewisse Gleichgiltigkeit zur Schau, aber ihr wogender Busen hob den weichen Stoff ihres Anzuges und ihre Wangen hatten zu wiederholtem Male die Farbe gewechselt.

Javotte fuhr fort:

»Mein Jesus! Man könnte meinen, Ihr wäret wie der alte Renot und zittert im Fieber. Na, ein bischen Grund ist allerdings dazu vorhanden. Sie ritten, — so wahr, als ich Euch's sage, in die Wunderstraße, in der wir sind —«

»Ah!« stieß Bertha unwillkürlich heraus.

»Ich wußte wohl, daß es Euch unterhalten werde,«

rief Javotte, »und was meint Ihr wohl zur Güte, auf welchem Punkt der Straße sie Halt gemacht haben? Sagt es, wenn Ihr es wißt. Haben sie etwa vor dem Herrenhause der Coëtiby's gehalten? Nein. Haben sie etwa gegenüber der Wohnung Meister Postel's, des Prevots, gehalten, dessen Tochter so schön das Edelfräulein spielt? Nein, wahrhaftig nicht, ich steh Euch gut dafür. Haben die verfluchten Heiden ihre Pferde etwa vor dem Fenster des Barons Tregoat angehalten, dessen Nichte ihren Schleier jedesmal emporhebt, wenn ein Maulaffe vorübergeht? Nein, nein, gewiß nicht. Ebensowenig vor der Behausung der Frau Ursula von Kermel, — und auch nicht vor dem Palaste des Hôtels Combourg. Wo denn also? Ich will's Euch sagen. Sie haben unter eurem Balcone Halt gemacht, Fräulein Bertha.«

»Unter meinem Balcone?« wiederholte die Jungfrau, deren zarte Brauen sich zusammenzogen.

»Renot hat sie gesehen und Renot hat mir's gesagt, — aber nur Eins wollte ich Euch fragen. — Habt Ihr nicht ihre Gesänge gehört?«

Bertha wendete sich ab und antwortete mit einem kaum verständlichen »Nein.«

»Dann sind die Vorhänge eures Alcovens zu dicht,« plauderte Javotte weiter, »auch sind die Fensterladen von gar gutem Holz. Aber sie haben gesungen, — und Du mein Jesus! — wie haben sie gesungen! Der eiserne Mann hat eine schöne sanfte Stimme, wenn man dem alten Renot glauben darf. Ist das nicht spaßig? Ja, ja, 's ist spaßig! Finde mir Einer was Spaßigeres! Was sie gesungen haben, hat der alte Renot nicht verstanden, denn 's war ausländisch. Aber zum gänzlichen Schluß hat der eiserne Mann auf einer Fiedel ein französisches Liebeslied gegeigt. Und der Refrain des Lie-

des war immer: Der Schönsten! Der Schönsten! Das ist so wahr, als ich die heilige Taufe empfangen habe. Und aus diesem Grunde hat auch der alte Renot gleich geahnt, daß es Euch angehe.«

»Du bist närrisch, Javotte!« sagte Bertha, die diesmal unwillkürlich erröthete.

»Närrisch!« rief die Zofe aus. »Mein Jesus! Der eiserne Mann stand im vollen Lichte der Lampe, die zu Ehren der heiligen Anna brennt. Und auf diesem Punkte kann man sich doch nur an Euch, an mich oder die kleine Jeannine wenden. Aber das Erstaunliche kommt jetzt; als sie genug gesungen hatten, sind die sieben Reiter wieder durch die Straße hinabgeritten und Renot ist ihnen abermals von Ferne gefolgt, — der arme Kauz! — Von Zeit zu Zeit trank er einen Schluck aus seiner Feldflasche, um sich Muth zu machen. Die sieben Reiter ritten und ritten immerfort. Niemals war die Stadt dem armen Renot so groß vorgekommen. Er hätte seinen Wochenlohn für einen einzigen Strahl des Mondes hingegeben. Aber der Mond schien nicht. Und als die sieben Reiter durch das St. Salvator-Thor draußen waren, versanken sie in die Erde und verschwanden, wie ebenso viele Gespenster.«

Javotte schwieg. Gleichwohl hatte sie noch nicht Alles gesagt, denn sie sah ihre Gebieterin mit schelmischer Miene an und ihre Finger hielt sie hinter dem Saum des Mieders.

Bertha saß träumend da.

»Edles Fräulein,« begann Javotte aufs neue, »was haltet Ihr von allem dem?«

»Ich denke,« entgegnete Bertha, »daß der alte Renot, um sich Muth zu machen, ein bischen zu oft in seine Feld-

flasche geguckt und daß er Dir einen Traum erzählt hat, mein Kind.«

Javotte war auf diese Antwort gefaßt, denn sie lächelte und zog aus ihrem Busen den Gegenstand, mit dem sie seit einigen Secunden gespielt hatte.

Es war ein seidenes, mit Gold durchwirktes Band, in dessen Mitte mit Perlen Buchstaben gestickt waren.

»Und das da?« fragte Javotte, »ist das auch ein Traum?«

Bertha warf die Augen auf das Band und las:

»Der Schönsten!«

Da sie in ihrem Schweigen verharrte, fuhr Javotte in triumphirendem Tone fort:

»Ich sage Euch, diese unvergleichliche Galanterie gehört für Euch, für mich oder für die kleine Jeannine.«

Und die Stimmbiegung, die sie annahm. um den Namen »die kleine Jeannine« auszusprechen, ließ nichts zu wünschen übrig. Javotte wußte ihren Rang zu behaupten.

Ein kleiner Page öffnete die Thür, welche auf die Terrasse führte.

»Das Mädchen von drüben, von der Le Priol wünscht mit dem Fräulein zu sprechen,« sagte er.

»Oho!« meinte Javotte; »wenn man den Wolfen nennt —«

»Sie soll hereinkommen,« sagte Bertha rasch.

Sie hatte ihr reizendes Lächeln wieder angenommen, und als sie Jeannine eintreten sah, rief sie im heitersten Tone:

»Guten Tag, liebe Nebenbuhlerin!«

Es war dies natürlich eine Anspielung auf die letzten

Worte Javotte's und Jeannine, welche das Vorausgegangene nicht gehört hatte, konnte sie nicht verstehen. Sie trat mit niedergeschlagenen Augen ein und das Wort Nebenbuhlerin ließ sie erbeben. Todtenbleich blieb sie auf der Schwelle stehen.

»Na wird's!« sagte Javotte barsch. »Grüßt man auf diese Weise das Fräulein von Maurever?«

Bertha wies ihr die Thür.

»Laß uns allein, mein Kind,« murmelte sie.

Javotte gehorchte mit sichtbarem Widerstreben.

»Na, da hat man's!« dachte sie, während sie sich trollte. »Na schön! — DiLee Priols sind doch nur Krämerleute, und die Jeannine ist nichts weiter als eine Magd! — Das ist eine saubere Gesellschaft — ja ich kann mich nicht anders ausdrücken, und wenn ich mich so ausdrücke, — was weiter? — eine saubere Gesellschaft für die Tochter Maurever's! — Das wird ein schlimmes Ende nehmen, — ein schlimmes Ende! Und ich drücke dabei noch ein Auge zu! Ei, was kümmert's mich! Sie sollen zusammen schäckern! plaudern! wegen meiner einander auffressen!«

O! das Blut Bruno's, genannt Plappermühle, verläugnete sich nicht.

»Ei sieh,« unterbrach sie sich selbst, indem sie instinctmäßig ihren Anzug zurechtzupfte, »da kommt Huel, der Knappe, der immer sagt, daß ich singe wie eine Nachtigall. 's ist ein schöner Mann, dieser Huel!«

Und um Herrn Huel eine Gelegenheit mehr zu geben, ihre Stimme zu bewundern, die so schneidend und herb war wie der Saft unreifer Trauben, intonirte sie, in der Fistellage von verstimmten Pfeifen, das schönste Liedchen, das sie in ihrem ganzen Leben gelernt hatte:

Eier! Eier!
Unsre Eier sind verschwunden
Jean!
Jean!
Hast Du sie gefunden?

Eier! Eier!
Fandst Du sie zum Glück,
Jean!
Jean!
So gib sie mir zurück! *)

Wenn Huel, der Knappe, jetzt noch nicht zufrieden war, so mußte er sehr schwer zu befriedigen seyn.

Inzwischen waren Bertha und Jeannine allein geblieben.

Auf Bertha's Antlitze lag eine gewisse Befriedigung. Jeannine konnte im Gegentheile die Beklommenheit nicht verbergen, die sie fühlte.

»Ich!« stammelte sie, indem sie zweifelsohne an den Grund dachte, der sie vom Schlosse Roz weggetrieben hatte, »ich eure Nebenbuhlerin, Fräulein Bertha?«

Bertha brach in ein lautes Lachen aus und küßte sie.

»'s ist eine Albernheit!« rief sie, »Du bist meine Freundin und sonst nichts! Aber wie lange ist es schon her, daß Du nicht zu mir gekommen bist, meine kleine Jeannine? Ich glaube fast, daß Du mich nicht mehr liebst!«

»Oh!« machte Jeannine, ohne die Augen aufzuschlagen.

»Höre mich an,« fuhr Bertha fort, »ich, ich liebe

*) Diese gellenden Liedchen im normännischen Patois sind in einem Theile des Departements Ille und Vilaine häufig.
Anmerk. d. Verf.

Dich, Du weißt es wohl, als ob Du meine Schwester wärest. Als ich erfuhr, daß Du nach Dol kommen würdest, um bei deiner Großmutter, der guten Fanchon le Priol zu wohnen, da war ich recht glücklich. Ich dachte mir: Jetzt braucht sie nur über die Straße zu gehen, — da werde ich sie alle Tage sehen. Und doch, — Du kleines, boshaftes Ding, — vergißt Du ganz auf mich.«

»Meine Mutter hat viel zu thun,« sagte Jeannine mit leiser Stimme; »ich arbeite.«

»Das ist ein schlechter Grund! kannst Du denn deine Stickerei nicht mitnehmen und bei mir herüben arbeiten?«

»Ich würde es nicht wagen.«

»Da siehst Du es wohl,« sagte Bertha, indem sie mit ihrem kleinen Fuße auf die Erde stampfte, »Du hast mich nicht mehr lieb.«

Jeannine ergriff ihre Hand und zog sie achtungsvoll an ihre Lippen.

Bertha zog sie zornig zurück.

Hätte in diesem Augenblicke einer von unsern Lesern zu entscheiden gehabt, ob der Einen oder der Andern das geheimnißvolle Band gebühre, welches in Perlen gestickt die Aufschrift: »Der Schönsten!« trug, — so glaube ich, er wäre ernstlich in Verlegenheit gerathen.

Es war dieselbe Jugend bei Beiden, dieselbe reiche, blühende Jugend; es war die gleiche Anmuth.

Jeannine verlor wohl ein wenig von ihren Vorzügen, weil sie nicht mehr das schelmische, lebhafte Kind war, das wir einst an den Fenstern von Roz gesehen haben, während Messire Aubry seine unglücklichen Fechtübungen gegen den Gliedermann ausführte. Allein die träumerische Traurigkeit,

welche sie seit vierzehn Tagen befangen hielt, gab ihrer Stirne die Weihe der Poesie, die ihr vordem gefehlt hatte.

Was Bertha anbelangt, so quoll in ihr Poesie. Sie trug das Herz auf dem Antlitz und es war ein zartfühlendes, ein treffliches Herz.

Wozu also wählen? — Der alte Bürgerkrieg zwischen der Braunen und der Blonden bietet zwar keine solchen Gefahren wie die andern Bürgerkriege, aber er ist ermüdend langweilig. Und da wir doch alle Franzosen sind, so wollen wir jeden Groll und Streit fahren lassen, — und die Braunen und die Blonden lieben, wie es im Lied in der »Joconde« heißt. Durchreisen wir die Welt, und überall, wo wir hinkommen, wollen wir unsern Geschmack nach der Sitte des Landes ändern! Und dann wird man uns allenthalben auf gut Glück lieben sehen und seufzen hören, — feurig und witzsprühend mit den Französinnen, — romantisch schmachtend mit den Engländerinnen!

O edle und erhabene Sprache! O Genie der Leckerhaftigkeit! — O köstliche Süßigkeit der Poesie des Leichtsinnes!

Bertha hatte ihre Mutter verloren, als sie noch ein ganz junges Kind war. Madame Reine hatte sie erzogen. Ihre ersten Jahre hatte sie im Herrenhause von Roz zwischen Jeannine und Aubry verlebt. Sie liebte Aubry, und es war jene Liebe, die weder der Zeit noch der Abwesenheit weicht. Sie wähnte sich geliebt. Alle Welt schien sich das Wort gegeben zu haben, sie in diesem Wahne zu bestätigen.

Nach der allgemeinen Ansicht trieb Messire Aubry seine Leidenschaft bis zur abgöttischen Verehrung und wurde stumm in ihrer Gegenwart, so leidenschaftlich tief war er ergriffen.

Seit vier oder fünf Jahren hatte sie den Herrenhof von

Roz verlassen, um das Haus ihres Vaters zu bewohnen. Es war ein düsteres und ziemlich einsames Haus, denn der Sire von Maurever hielt sich jedesmal nur sehr kurze Zeit in demselben auf. Er folgte dem Hofe Franz II. Seine ältere Schwester, die Dame Josepha de la Croix-Mauduit, Witwe eines normännischen Edelmannes, war anstatt seiner die oberste Leiterin des Hauswesens. Sie war eine alte besonnene Frau, gerade wie ein i, mager wie ein Nagel, ein wenig steif, sehr harthörig und eine Feindin von Allem, was Geldausgaben nöthig machte.

Bertha war vollkommen unumschränkt, denn Frau Josepha vergötterte sie. Allein sie besaß keine Freundinnen von ihrem Alter und ihrem Stande. Und doch fühlte sie die Nothwendigkeit Jemand zu lieben. Obwohl Jeannine nicht die Tochter eines Edelmannes war, so behandelte sie Bertha doch ganz als ihresgleichen und als ihre Freundin.

»Du liebst mich nicht mehr,« begann sie auf's neue mit Thränen in den Augen und mit der Röthe des Unmuths auf der Stirn; »und weiß ich etwa, was ich gethan habe, auf daß die ganze Welt mich verläßt? Bin ich denn so böse, bin ich's?«

»O, Ihr seyd gut, Fräulein Bertha,« fiel ihr Jeannine ins Wort, »und alle Welt liebt Euch.«

»Fräulein! — Sonst, Jeannine, nanntest Du mich schlechtweg Bertha! Habe ich Dir denn jemals den Abstand fühlen lassen, den der Zufall zwischen uns gelegt hat? Habe ich Dir nicht oft und laut genug gesagt, daß ich deinen würdigen Vater nach seinem Herzen und nach seinem Muthe gleich einem Edelmann hochachte?«

»Ihr waret stets die beste, sanfteste, nachsichtigste aller —«

»Schweige!« rief Bertha, indem sie zum Fenster trat, welches Javotte, bevor sie hinausgegangen, geschlossen hatte; »Du verstehst es gar nicht mehr mit mir zu reden. Es gibt etwas zwischen mir und Dir. So eben nannte ich Dich zufolge einer Erzählung der Plaudertasche Javotte — meine Nebenbuhlerin —«

»Im Namen Gottes!« rief Jeannine erschreckt, »glaubt das ja nicht, Fräulein Bertha!«

Bertha, welche die Hand auf den Riegel des Fensters gelegt hatte, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Sie drückte auf den Knopf des Riegels und das Fenster flog auf und ließ einen raschen, lebhaften Sonnenstrahl eindringen. Bertha sah Jeannine an, die ganz verwirrt dastand und deren Busen heftig wogte.

»Da hat man's! Nun habe ich Dich wieder böse gemacht!« sagte sie sanft und wie man um Gnade bittet; »ich muß Dir doch diese Albernheit auseinandersetzen. Die Straße gehört uns beiden und man hat auf der Straße ein Band gefunden, welches die Aufschrift trägt: Der Schönsten!«

Das Wort wurde ihr vom Munde abgeschnitten.

Ein von geheimnißvoller Hand geschossener Pfeil flog über den Balcon herein und bohrte sich in die Wand, gerade zwischen den beiden Jungfrauen, in gleicher Entfernung von jeder derselben.

Unter seinen Federn war etwas angebunden.

Als der Pfeil nicht mehr zitterte, erkannten Bertha und Jeannine zu gleicher Zeit, daß der Gegenstand, der an dem Holze hing, ein goldenes, mit Saphiren reich besetztes Herz war.

Sie näherten sich neugierig trotz ihrem Schreck und Staunen.

Die Saphire bildeten verschlungene Buchstaben und diese lauteten:

»Der Schönsten!«

III.

Nebenbuhlerinnen.

Derjenige, der diese sonderbare und gefährliche Galanterie ersonnen hatte, konnte nicht sehr ferne seyn, denn der mit wunderbarer Geschicklichkeit geschossene Pfeil hatte hart an Bertha's Busen vorüberfliegen müssen, um sich zwischen ihr und ihrer Gefährtin einzubohren. Wie wir bereits gesagt haben, begrenzte die Behausung der Frau Fanchon le Priol, die niedrig war und nur ein Geschoß hatte, die andere Seite der Straße. Hinter derselben lag wüstes Erdreich und Heideland. Von dort war gewiß der Pfeilschuß gekommen.

Der Schrecken Bertha's war nur eine vorübergehende Bewegung gewesen. Der Schrecken Jeanninens dauerte noch fort. Bertha eilte auf den Balcon und blickte nach allen Seiten herum. Die Straße war einsam. Zwischen den Nesseln, dem Buschwerk und den Mauertrümmern, die sich so weit man sehen konnte, hinter dem Hause der Le Priol ausdehnten, zeigte sich Niemand.

Bertha trat zurück und schloß das Fenster.

Jeannine zitterte noch am ganzen Leibe.

»Nun brauche ich Dir nichts mehr zu erklären, mein Kind,« sagte Bertha; »Du siehst um was es sich handelt. Und heute, wie gestern, fällt der Zankapfel zwischen uns beide. — Gehört er nun für Dich oder für mich?«

»Er gebührt Euch,« entgegnete Jeannine, »weil er der Schönsten gehört.«

»Setz' Dich daher, kleine Schmeichlerin! Nicht deshalb, weil diese geheimnißvollen Geschenke für die Schönste bestimmt sind, eigne ich mir dieselben zu, sondern weil —«

Sie hielt inne und warf einen verstohlenen Blick auf Jeannine, die sehr blaß war.

»Oder hast Du vielleicht auch Gründe zu glauben,« unterbrach sie sich selbst, »daß diese Geschenke für Dich bestimmt sind?«

»Allerdings!« sagte Jeannine.

Und sie sprach dies so rasch, als ob es ihr eine Art von Genugthuung gewesen wäre, auch ihrerseits ein Geständniß zu machen.

Sie sann nach. Sie grübelte über den sonderbaren Zufall, der sie zweimal schon Bertha gegenüberstellte und sie zweimal zu ihrer Nebenbuhlerin machte.

Und mit wie freudigem Herzen gestand sie ihr bei dieser zweiten Nebenbuhlerschaft das Vorrecht zu!

Was aber die andere anbelangt, was da? — Arme Jeannine! — War es nicht genug, daß sie ihr fröhliches Lächeln verloren hatte?

Aubry! Aubry! Seit vierzehn Tagen war dieser Name auf ihren Lippen, in ihrem Herzen. Allein sie log nicht, als sie zu Bertha sprach: »Nein, Fräulein, ich bin eure Nebenbuhlerin nicht.«

Sie log nicht, denn man sündigt nur durch die böse Absicht. Nun hatte sich aber die arme Jeannine aus dem Herrenhause von Roz geflüchtet, gerade deshalb, um nicht die Nebenbuhlerin der Tochter Maurever's zu werden.

Sie liebte, — das ist wahr; — aber sie bekämpfte ihre Liebe.

Denn sie hatte das biedere Blut Jeannin's in ihren Adern, jenes treu ergebene Blut, das die Herzen zum Märtyrerthum schlagen läßt. — Sie hatte bereits zu leiden gelernt.

Bertha täuschte sich. Jeannine war mehr als je ihre Freundin. Nur war Jeannine nicht mehr im Stande sich jenen fröhlichen Liebkosungen hinzugeben, die sonst die Gespräche der beiden Freundinnen begleitet hatten. Sie fühlte sich verurtheilt seit dem Tage, wo sie Roz verlassen, sie hoffte nicht mehr.

Aber die hartnäckige Liebe Aubry's flößte ihr Furcht ein.

Furcht und Wonne! ach! war sie doch eine Tochter Eva's!

»Ah!« nahm Bertha das Wort, deren Interesse erregt war, »Du hast also auch Gründe dies zu glauben? Welche Gründe hast Du denn?«

Anstatt zu antworten zog Jeannine aus ihrem Busen ein kleines guillochirtes Medaillon von Gold, auf welches die nemlichen, so oft wiederholten Worte: »Der Schönsten!« mit dem Grabstichel eingegraben waren.

Bertha ließ sich eine Bewegung der Ueberraschung entschlüpfen.

»Vorgestern,« sagte sie, »als ich erwachte, habe ich ein ganz Gleiches am Kopfkissen meines Lagers gefunden.«

»Und an meinem Kopfkissen, vorgestern als ich erwachte, habe ich auch dieses gefunden,« murmelte Jeannine.

Es entstand ein Schweigen.

Die beiden Jungfrauen sahen einander an, gleichmäßig erstaunt.

»Und,« stammelte Bertha mit Anstrengung, »hast Du ihn gesehen?«

Diese Frage verstieß gegen alle Regeln der Sprachlehre. In guter Wortfügung mußte sich das Fürwort ihn doch jedenfalls auf das Medaillon beziehen, — und dennoch war von dem Medaillon jetzt gar nicht mehr die Rede.

Jeannine müßte kein Weib gewesen seyn, wenn sie den Tausch der Fürwörter nicht angenommen hätte. Sie antwortete, ohne zu zaudern:

»Ich habe ihn gesehen.«

»Wie sieht er aus?« fragte Bertha.

»Er ist schöner, — viel schöner, als irgend einer von unsern jungen Männern.«

»Das ist wahr,« murmelte Bertha, wie man mit sich selbst spricht; »Aubry selbst ist weniger schön als er.«

»O!« meinte Jeannine, »das ist ganz etwas Anderes.«

Aber sie faßte sich gleich wieder und setzte hinzu:

»Ich will sagen, daß sie nicht von gleichem Alter sind. Derjenige, von dem wir sprechen, zählt gewiß sechs- oder siebenundzwanzig Jahre.«

»Beiläufig so viel.«

»Er ist weiß von Farbe wie ein Mädchen, — und so blaß —«

»O! so blaß, daß man ihn für einen Todten von Marmor halten könnte, der ausgehauen auf einem Grabmal liegt.«

»Ja, und dennoch enthält jede seiner Bewegungen Kraft.« Es war Jeannine, die dies sagte.

Bertha fuhr fort:

»Das erste Mal, als ich ihn sah, — war es in der

Domkirche. Er lehnte am zweiten Pfeiler des Kirchenschiffes links, und ein bläulicher Strahl fiel von dem Glase, das im gothischen Fenster das Kleid der heiligen Jungfrau bildet, auf sein trauriges Antlitz. Ich weiß nicht warum mein Herz schauderte. Es kam mir kalt bis in die Adern.«

»Ich,« nahm Jeannine das Wort, »ich erblickte ihn zuerst in der Capelle St. Just. Es war am Abend, als man den englischen Gruß läutete. Er lehnte sich an die Statue des Evangelisten. Der Mond schien auf seine Augen, die so hell und kalt sind wie Krystall —«

»Und er sah mich an,« fuhr Bertha fort, »er sah mich an —«

»Mich gleichfalls. Ich verlor darüber fast den Faden meines Gebetes.«

»Und weißt Du,« fragte Bertha, »seinen Namen?«

»Niemand kennt ihn.«

»Das ist sonderbar.«

»Meine Großmutter Fanchon, die alt ist und mit allen Leuten plaudert, meint, er sey ein Prinz aus dem Orient, der zur Wallfahrt nach dem St. Michelsberge gekommen.«

»Er sieht allerdings wie ein Prinz aus!« murmelte Bertha.

»Der Almosenier vom St. Rosalienkloster sagt, er sey ein Heide und man sollte vor ihm die Kirchenthüren zusperren.«

»Er sieht allerdings wie ein Heide aus!« murmelte Bertha abermals in Gedanken versunken; »ich habe unter den Bildern aus der heiligen Geschichte das Bild jenes assyrischen Feldherrn Holofernes gefunden, der zur Zeit Nabuchodonosors von der edlen Judith, einem Weibe aus Bethulien, getödtet wurde; — jenes Porträt gleicht ihm.«

»Seit jenem ersten Male,« fuhr sie fort, sich wieder gegen Jeannine wendend, »treffe ich ihn allenthalben auf meinen Wegen. Erst vorgestern sah ich ihn von ferne im Holz von Landal, wie er an der Seite Aubry's ritt.«

»Davor bewahre Gott den Messire Aubry!« sprach Jeannine so leise, daß es Bertha nicht hören konnte.

»Liebst Du ihn?« fragte Bertha mit einem Male.

Jeannine fuhr erschreckt zurück. In ihren Augen bezog sich diese Frage auf Aubry von Kergariou.

»Ob ich ihn liebe?« wiederholte sie.

»Bin ich doch eine Närrin!« rief Bertha aus; »rings um das Schloß von Roz gibt es junge Mädchen deines Alters genug. Nicht wahr, Du bist eine viel zu gute Christin, um diesen Unbekannten zu lieben, den man im Verdacht hat, daß er ein ungläubiger Heide ist.«

Jeannine athmete wieder auf. Allein sie wollte der Gefahr ähnlicher Mißverständnisse nicht noch einmal die Stirne bieten.

»Mein liebes Fräulein,« sagte sie den Ton ändernd, »Ihr habt mich auf den Grund meines Kommens ganz vergessen lassen.«

»'S ist richtig,« fiel ihr Bertha ins Wort. »Du brauchst jetzt Gründe, wenn Du auf Besuch zu mir kommst?«

»Mein Vater hat mir geschrieben und mich beauftragt, Euch zu sagen, daß Messire Aubry um die Gunst ansucht, Euch zum Kirchenfeste nach Pontorson begleiten zu dürfen, nach welchem ein schönes Lanzenstechen auf dem normannischen Ufer stattfinden wird zu Ehren der neuen St. Michaelsritter.«

Die Röthe stieg Bertha ins Gesicht.

»Aubry!« rief sie aus, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihre Freude zu verhehlen, — »Aubry wird kommen!«

»Binnen einer Stunde,« versetzte Jeannine, »wird Messire Aubry mit seinem Gefolge hier seyn.«

»Und Du sagtest mir nichts davon, Jeannine! Schon in einer Stunde!«

Und sie erhob sich lächelnd, freudestrahlend.

»Javotte! Javotte!« rief sie, »herein, geschwind! geschwind!«

»Mein Gott!« unterbrach sie sich selbst, »wie sehe ich nur aus? Ich bin häßlich! Ich weiß nicht warum man mir einen solchen Kopfputz macht! Javotte! Javotte!«

Javotte erschien auf der Thürschwelle.

»So komm doch, mein Kind!« rief Bertha in geschäftigem, zänkischem Tone; »Du siehst doch wohl, daß ich ein bischen Toilette machen muß.«

Javotte starrte sie mit weit aufgerissenen verdutzten Augen an.

»Mein Jesus!« brummte sie; »wir haben doch zwei volle Stunden dabei zugebracht!«

»Sieh her!« fuhr Bertha inzwischen fort, »sieh her, ob ich nicht zum Erbarmen aussehe! Mein Mieder macht gerade mitten auf der Brust eine unerträgliche, häßliche Falte. Kann man nicht mehr als eine Faust in meinen Gürtel hereinstecken. Ach! Du mein Gott! mein Gott! wie läßt mich doch Alles im Stiche! Schämst Du Dich nicht, Javotte, mir diese jahrealten Fransen auf den Aermeln zu lassen? Dies war noch unter dem seligen Herzoge Mode! Und meine Haare! Muß man nicht auf den Gedanken kommen, Du habest meine Frau Tante frisiren wollen? Wahrhaftig, ich bewundere Dich,

Javotte, — Du stehst da und redest kein Wort. Weißt Du nicht, daß ich mit Dir rede?«

»Ei freilich, ja! ja!« rief Javotte ganz verdutzt, »ich müßte lügen, — wenn, — ja — ja!«

Sie hatte gar keine Ahnung, woher diese Sündflut von Vorwürfen kam, die über sie hereinbrach. Ihr gereizter Blick wendete sich gegen Jeannine. Die arme Jeannine stand traurig und stumm neben dem Fenster.

»Wahrscheinlich ist's das Vöglein dort, das mir diese Bescherung zugeschanzt hat!« dachte Javotte; »ich werde Dich schon wieder finden, Plaudertasche!«

»Nun, wie ist's?« begann Bertha auf's neue mit wachsender Ungeduld, — »hörst Du mich, ja oder nein? Ich will dieses Mieder nicht. Ich will diesen Gürtel nicht. Ich will diese plumpen, ungeschickt geflochtenen Zöpfe nicht!«

»Schon gut, schon gut, Fräulein!«

»Ich will heute hübsch seyn!«

»Das ist das Fräulein immer.«

Still! und ans Werk!«

Es war eine ernste feierliche Viertelstunde.

Eine wahre Feuerprobe, bei welcher Javotte bewies, daß sie die Größe der Verantwortlichkeit begriff, die auf ihr lastete.

Sie vervielfältigte sich. Sie übertraf sich selbst.

Die feine Gestalt Bertha's schmiegte sich in ein anderes Mieder; ihre schönen, üppigen Haare zeigten ihren schimmernden Glanz.

Jeannine träumte. An ihrer Wimper hing eine Thräne.

Sie war nicht eifersüchtig. Allein sie weinte jedesmal so, wenn sie einen fragenden Blick in die Zukunft warf, wo für sie nur Einsamkeit und Trauer war.

»Nun endlich!« rief Bertha. »Komm' her, Jeannine! Bin ich schön?«

»Ja, Fräulein Bertha,« antwortete die Jungfrau, die zu lächeln versuchte, »Ihr seyd recht schön.«

»Du wirst uns doch begleiten, Jeannine?«

»Nein, o nein!« antwortete diese mit einem schweren Seufzer.

»Ich will es —«

»Ich bitte Euch, Fräulein, —« wollte Jeannine nochmals sagen.

Allein Bertha ergriff ihr braunes Köpfchen mit beiden Händen und küßte es fröhlich, indem sie wiederholte:

»Ich will es!«

In diesem Augenblicke erdröhnte das Pflaster des Hofes unter dem Hufschlag von Pferden. Bertha verlor ihre Fröhlichkeit. Ihr Busen hob sich, sie warf einen verstohlenen Blick nach ihrem Spiegel. Sie fand sich nicht mehr hübsch genug.

Mein Jesus! — Javotte, die sich ein wenig auf Physiognomien verstand, fürchtete schon einen Augenblick, man werde sie zwingen, die Toilette des Fräuleins von Maurever zum dritten Male zu beginnen. Aber zum Glück für Javotte war nicht mehr Zeit dazu. Bertha begab sich in den Salon, wo Frau Josepha de la Croix-Mauduit eben Messire Aubry und sein Gefolge empfing.

. . . .

. . . .

Die heiße Sonne hatte sich hinter Wolken geborgen.

Die Reitertruppe zog langsam auf der Straße von Dol nach Pontorson hinab.

Voraus ritten zwei Reisige Maurever's, welchen der

kleine Page Bertha's folgte, der Fidel hieß, gerade wie ein kleines Hündchen.

Sodann kam die alte Dame Josepha auf einem alten grauen Zelter, mit einem alten Falken auf der Faust, einen alten Stallmeister an ihrer rechten und eine noch ältere Magd an ihrer linken Seite.

Zu Dritt ritten Bertha, Jeannine und Aubry neben einander; Aubry zwischen ihnen.

Der Nachtrab bestand aus Jeannin und zwei Vasallen von Kergariou, die für diese Veranlassung als Reisige ausgerüstet waren.

Bertha war ganz glücklich. Sie hatte ihren schönen Vetter Aubry niemals so lustig und galant gesehen.

Sie dachte sich:

»Was war das doch für ein kluger Einfall von mir, daß ich meinen Anzug gewechselt habe!«

Javotte, die wir bei der Aufzählung der Cavalcade mit Unrecht zu erwähnen vergessen haben, hielt sich zwischen ihrer Gebieterin und dem Nachtrab. Sie war im höchsten Zorn, als sie sah, daß die kleine Jeannine in gleicher Linie mit dem Fräulein von Maurever ritt.

Die dicke Javotte hatte ihren eigenen Kraftausdruck und Lieblingsspruch, als ob sie ein König von Frankreich und bestimmt gewesen wäre, den dramatischen Dichtern der Nachwelt zum Futter zu dienen. Sie sagte: Mein Jesus! mit demselben Nachdruck, den die romantischen Bogenschützen an den Tag legen, wenn sie »Nombril de Belzebuth« fluchen. Ich versichere dem Leser sogar, daß sie einen noch weit kräftigeren Fluch gesucht haben würde, wenn sie das begriffen hätte, was zwischen Aubry, Bertha und Jeannine vorging.

Allein wie hätte sie das errathen sollen? Man kommt schon in Verlegenheit, wenn man es blos sagen soll.

Der Leser kennt vielleicht jene Lorgnetten à ricochet, die auf die unverschämteste Weise nach der Seite schielen, die nach rechts und links, ja die sogar das sehen, was rückwärts vorgeht. Es sind kleine Wunder der Optik, mit deren Hilfe man im Theater die Loge des Nachbars ausspionirt.

Man blickt ganz unschuldig vor sich hin und verliert nichts von dem, was rechts und links vorgeht.

Etwas Aehnliches ging zwischen Bertha, Aubry und Jeannine vor. Es fand ein fortwährend Ricochetiren, nicht von Blicken, sondern von Worten statt. Aubry redete mit Bertha, damit Jeannine ihn verstand. Und Jeannine verstand, weil sie erröthete, schweigsam und ernst.

Und deshalb war Messire Aubry so lustig, diensteifrig und galant.

Die arme Bertha mit ihrem zweiten Anzuge!

IV.

Die Calvacade.

Aber auch Jeannine war zu bedauern, weil sie grausam durch das litt, was einem andern jungen Mädchen vielleicht Freude gemacht haben würde. Die süßen Worte Aubry's, die zurückprallend an sie gelangten, gewährten ihr keinen Trost. Sie hatte muthig, entschlossen und in vollem Ernste ihr Opfer gebracht. Dieser Tag öffnete die noch frische Wunde ihres Herzens.

Weiß man denn etwas, wenn man ganz Kind ist? Vor nicht gar langer Zeit hatte sich Jeannine im tiefsten Innern ihrer Seele selbst befragt. Dazu hatte es aber der argwöhnischen Blicke von Madame Reine bedurft, ihrer Rauheit, die auf ihr früheres liebevolles Wohlwollen gefolgt war, ihren grausamen, halben Worten, mit einem Worte jener Veränderung, die in ihr vorgegangen war und welche zu bemerken Jeannine nicht ermangeln konnte.

Jeannine hegte für Madame Reine die tiefste Achtung, die ergebenste Zärtlichkeit. Sie fragte sich eines Tages, warum sich Madame Reine so verändert habe? Die Antwort ließ — leider! — nicht lange auf sich warten. Aubry war der Sohn eines Ritters, Aubry war der Erbe dreier Rittergüter, Aubry hatte die ganze Zukunft als Adeliger vor sich.

Und Jeanninens Vater war nichts als ein armer Stallmeister.

Und nun staune man nicht mehr, daß das schelmische Kind in so kurzer Zeit eine ernste, melancholische Jungfrau geworden war. Der Tag, von dem wir sprachen, war derjenige, an welchem ihr Madame Reine befohlen hatte, in den Stunden, wo Aubry gegen den Gliedermann rannte, ihr Fenster zu schließen und obendrein vor das geschlossene Fenster noch Vorhänge zu hängen.

Am Abende jenes Tages hatte Jeannine das Herrenhaus verlassen.

In dem bescheidenen Kramladen der Wunderstraße, wo Frau Fanchon le Priol die letzten Tage ihres Alters verlebte, war mit Jeannine Leben eingekehrt. Seit zwei Wochen strömten die Kunden herbei. Edelleute und Bürger machten sich dort etwas zu thun, um die unvergleichliche Brünette zu sehen.

Die Brünette dachte aber weder an die Edelleute noch an die Herren Bürger der guten Stadt Dol. Sie hatte sich in den Schooß ihrer Erinnerungen geflüchtet.

Mit sechzehn Jahren aufhören zu leben! mit sechzehn Jahren! das ist doch noch zu jung, nicht wahr?

Die großen Wälder, welche das Gut Roz umgaben, bewahrten ihr ihren geliebten Schatten, der sie im Geiste aufnahm. Oft, wenn sie zerstreut mit der Nadel die feine Leinwand ihrer Arbeit berührte, hätte man um ihre Lippen etwas gleich dem schwachen Abglanz eines Lächelns sehen können.

»Woran denkst Du, kleines Mädchen?« fragte die Le Priol.

»An nichts, Großmutter.«

Sie dachte an die zauberischen Landschaften, die das Strombett der Rance einsäumen, an die grünen Küsten von Chateauneuf, — an den düstern Schloßgraben, wo Messire

Aubry bei der Rückkehr von der Jagd sich lagerte, unter dem riesigen Kastanienbaum, dessen Stamm vom Blitz gespalten war.

Dort hatte ihr Herz zum ersten Male jene süße, ungekannte Angst gefühlt. Dort war es! Eine verstohlene Thräne netzte die langen schwarzen Wimpern ihres Auges.

»Was hast Du, kleines Mädchen?« fragte abermals Frau Fanchon le Priol.

»Nichts, Großmutter.«

Das hatte sie, daß ihr junges Leben gebrochen und vernichtet war!

Und die Edelleute schleuderten ihr triumphirende Blicke zu. Und die dicken Spießbürger sagten ihr jene schauerlichen, süßlichen Fadigkeiten, die im Bereiche der dicken Spießbürger traditionell sind, seitdem die dicken Spießbürger pfnausen, schwitzen, husten, Geld zusammenscharren, essen, verdauen und Bäuche bekommen.

Jeannine achtete auf die Liebesblicke der jungen Edelleute nicht; die entsetzlichen Langweiligkeiten der dicken Spießbürger verstand sie nicht.

Und wenn die Le Priol zu ihr sprach:

»Kleines Mädchen, ich glaube Du weinst?«

Dann antwortete die kleine Unverschämte, während sie die Augen voll Thränen hatte:

»Nicht doch, Großmutter, ich weine nicht.«

Dann sammelte sie wieder im Geiste all' die armen schönen Erinnerungen aus der Kindheit und dachte:

»Gott ist gütig, — ich werde jung sterben!«

Inzwischen ritt die Cavalcade auf der Straße fort, die sich längs dem Ufer hinzieht.

»Bette,« sprach gravitätisch die Tante Josepha, indem sie sich an ihre alte Magd wendete, — »Madame Reine von Kergariou ist eine Maurever und zwar die Tochter meines hochgeehrten, älteren Bruders, des Herrn Hue, und demzufolge meine leibliche Nichte von Brudersseite. Da sie uns vorausgeritten ist und wir sie erst in Pontorson wieder treffen werden, so befehle ich Euch, Bette, ihr zu dreien Malen die Reverenz des zweiten Würdengrades zu machen; — denn die Reverenz des ersten Würdengrades bleibt für den Schirmherrn vorbehalten. Ihr werdet vom Pferde steigen, Bette, und Euch so zu benehmen suchen, daß man überall sagt: Da seht einmal, das ist eine Dienerin, die sich auf's Ceremoniell versteht. Ei freilich, wird man antworten, ich glaub's wohl, 's ist ja die Zofe der edlen Witwe, Dame Josepha de la Croix-Mauduit.«

Bette verneigte sich, wie sie es mußte.

»Kommt näher, Meister Biberel,« fuhr die Witwe fort.

Der alte Stallmeister ritt heran.

»Meister Biberel,« sagte die gute Dame, »Madame Reine von Kergariou ist eine Maurever, die Tochter meines hochgeehrten, älteren Bruders, Herrn Hue von Maurever, und demzufolge meine leibliche Nichte von Brudersseite. Es scheint, daß sie uns vorausgeritten ist, und daß wir sie erst in Pontorson wieder treffen werden. Ich befehle Euch, ihr die dreifache Ehre des zweiten Würdengrades zu erweisen; denn die Ehre des ersten Würdengrades, oder besser gesagt die Huldigung, bleibt dem Schirmherrn vorbehalten. Ihr werdet ihr den Steigbügel halten, Meister Biberel, und Euch so zu verhalten trachten, daß Alles ringsherum ausruft: Das ist ein Stallmeister, der in allen Stücken weiß was Rechtens ist. — Ei freilich, ich glaub's wohl, wird

man antworten; aber wie könnte es auch anders seyn, da er der Stallmeister der edlen Witwe von la Croix-Mauduit ist!«

Der alte Stallmeister verneigte sich voll Ehrfurcht.

Dame Josepha blickte auf ihren alten Falken. Augenscheinlich hatte sie große Lust, ihre schöne Rede noch ein drittes Mal gegen den Falken in Anwendung zu bringen; allein sie fand die Kraft, dieser Laune zu widerstehen. Trübselig und störrisch duselte der alte Falke auf der runzligen Hand seiner Gebieterin fort.

Die Reisigen von Maurever und Kergariou plauderten von dem nahen Feste und erzählten sich im voraus von der dort versprochenen Pracht.

Aubry sprach mit Feuer. Mit Rosen auf der Stirne und glücklich, wie sie es in ihrem Leben nicht gewesen war, hörte ihm Bertha zu und bewunderte ihn.

Ferragus und Dame Loyse, die beiden Windhunde von Roz, jagten im Staube herum, und setzten mit einem Sprunge über die großen Hecken, sich gegenseitig verfolgend.

Jeannin allein, der schöne, wackere Soldat, redete mit Niemand, er sah und hörte nichts. Die Betrachtungen, in die er sich versenkte, waren so gewichtige, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief.

»Wäre mein armes, liebes Weib Simonette noch am Leben,« dachte er, während sich schwere Seufzer aus seiner Brust losrangen, — »sie würde mich aus dieser Klemme herausziehen, aber Gott hat sie mir genommen, — und ich — ich weiß nicht —

»Nein, ich weiß nicht was ich thun soll,« fuhr er fort, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, »ich werde wahnsinnig werden, das ist gewiß. Ist denn ein solches Geheimniß nicht zu schwer für das Gehirn eines echten

Waffenmeisters? Der König von Frankreich will meinen gnädigen Herrn, den Herzog Franz, aufheben. Ich weiß es. Jener Teufelszwerg hat mir's gesagt. Und gegen mich lügt er niemals, — niemals!«

Und er unterbrach sich rasch.

»Und hat er mir nicht auch gesagt,« rief er in seinem Innern, »daß meine Tochter sterben würde, wenn ich nicht Ritter werde? Guter Gott! — Im ersten Augenblick erschrak ich gewaltig! Ich sah zwar, daß zwischen ihr und Messire Aubry etwas vorhanden war, aber da sitzt sie ja vor mir kerzengerade auf ihrem Zelter. Sie hört nicht einmal was Messire Aubry ihrer schönen Cousine Bertha sagt. Und er hat seiner schönen Cousine so viel zu sagen!«

Dies gefiel dem guten Jeannin und brachte ihn zum Lächeln. Er zuckte die Achseln.

»Ritter!« brummte er. »Wäre schon recht! Freund Fierabras meint gleich eine ganze Lehnsherrschaft. Ritter! Ich — der Jeannin, der ehemalige Eierhändler aus Quatre-Salines.«

Er hatte sich aus der Niedrigkeit emporgeschwungen, der wackere Jeannin. Mit achtzehn Jahren war er noch ein blonder, reizender Lockenkopf, der mit nackten Füßen durch den Sand rannte und seine Hühner hütete, nebstbei aber für Simonette le Priol schwärmte, die so hoch über ihm stand, wie eine Königin über ihrem Pagen. Die Liebe hatte ihn zum muthigen Mann gemacht. Noch Tags zuvor hatte er sich vor seinem eigenen Schatten gefürchtet, aber bei der Belagerung von Tombelène hat er sich so gut geschlagen, daß ihm Messire Aubry, der Vater unseres Aubry, seine Lanze zu tragen gegeben hatte.

Hierauf war Jeannin Kriegsmann geworden. Aber Ritter zu werden, das klang ja beinahe wie Spott!

Uebrigens darf man nicht vergessen, daß Jeannin am Tage vor jenem, wo er sich auf dem Felsen von Tombelène so wacker schlug, gleichfalls, wenn man ihm gesagt hätte: Du wirst morgen die Lanze von Messire Aubry tragen, zur Antwort gegeben haben würde: Das klingt ja beinahe wie Spott!

Der Fehler Jeannin's war die Bescheidenheit. Wir sprechen in allem Ernste. Die Bescheidenheit legt der Kühnheit Fesseln an. Etwas nicht zu wagen, wenn man es doch vermag, ist ein Verbrechen.

Ritter! Er ließ sich nicht einmal dazu herbei, seine Gedanken lange auf diesem unmöglichen Traume haften zu lassen. Seine politischen Grübeleien nahmen ihn bald wieder aufs neue in Anspruch. Er hatte in der That nicht den Kopf, dessen es bedarf, um Diplomatie zu treiben.

»Kann ich Seine Gnaden den Herrn Herzog in der Gefahr lassen?« fragte er sich selbst. »Wenn ich ihn aber warne, so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht augenblicklich an der Spitze seiner Compagnien gegen Couesnon aufbricht. Ich kenne ihn! ich kenne ihn! Der Krieg ist dann so gut wie ausgebrochen, und die arme Bretagne braucht den Frieden so sehr!«

Wozu sollte er sich entschließen? Sollte er reden, — sollte er schweigen? Hier drohte eine Gefahr, — dort eine andere. Die letzten Worte des alten Maurever kehrten Jeannin ins Gedächtniß zurück; wieder sah er im Geiste den Todeskampf der Bretagne. Und seine Angst vermehrte sich fortwährend, weil er nirgends einen Ausweg aus all diesen Widerwärtigkeiten sah.

Während er so grübelte, im Leeren sich abmühte, und im Geiste herumtastend einen Ausweg suchte, ritt die Cavalcade immer vorwärts. In der Ferne erblickte man bereits die Staubwolken und den Rauch, welche den Ort des Festes kennzeichneten. Die Reisigen und Javotte zitterten vor Ungeduld, besonders Javotte, denn Marcou de St. Laurent, der Teufelspage, sollte gleichfalls bei dem Feste seyn und Javotte konnte nicht umhin, sich auch ein bischen mit ihm zu beschäftigen, ohne daß daraus dem Stallmeister Huel ein besonderer Nachtheil erwuchs.

Das Geschwader vertiefte sich in das Thal von Aunoy. Der Weg zog sich in der Tiefe hin, die mit Hecken geschmückten Böschungen erhoben sich links und rechts. An der Spitze des Zuges vor den Reisigen Maurever's zeigte sich plötzlich ein Greis, der auf einem Esel ritt.

»Der Einsiedler vom Berge Dol! — Der Einsiedler! — Der heilige Einsiedler!«

Diese Worte liefen wie ein Lauffeuer durch den ganzen Zug, der von selbst Halt machte. Der Einsiedler vom Berge Dol genoß die Verehrung des ganzen Landes. Er war ein Heiliger und außerdem war er auch ein Prophet.

Dame Josepha de la Croix-Mauduit wollte zur Erde steigen, um eine Reverenz des zweiten Würdengrades in Ausführung zu bringen; — denn, wie bereits erwähnt, gebührte die Reverenz des ersten Würdengrades ausschließlich nur dem Schirmherrn des Landes.

Bertha und Jeannine stiegen gleichfalls vom Pferde.

Der Einsiedler gab den Reisigen, die sich tief auf den Sattelknopf neigten, seinen Segen. Er war an den letzten Grenzen des menschlichen Lebens angelangt, und die Majestät des Alters strahlte von seiner mit weißen Haaren um-

säumten Stirne. Sein von geistlichen Uebungen abgemagertes Gesicht drückte kräftig den Muth und die Reinheit seiner christlichen Seele aus.

Er grüßte die Witwe und Bertha mit einer leichten Bewegung der Hand.

Was Jeannine anbelangt, so ging etwas jedenfalls höchst Sonderbares vor.

Er gab ihr den Segen, sah sie lange an und sprach dann:

»Gott nehme Euch in seine Obhut, meine edle Dame!«

»Oho!« dachte Javotte, »der alte Herr sieht nicht mehr gut.«

Jeannine legte die Hand aufs Herz und wäre beinahe rücklings zu Boden gestürzt, denn sie war zum ersten Male seit ihrer Abreise dem glühenden Blicke Aubry's von Kergariou begegnet.

Bertha fragte sich:

»Edle Dame! Warum edle Dame?«

In Jeannin's Geiste drängte sich eine Welt von verworrenen Ideen.

Aubry küßte die Hand des Eremiten und leerte seine ganze Bügeltasche in den Ledersack, der am Halse des Esels hing. Der Eremit zog weiter. Die Leute des Reiterzuges flüsterten unter einander:

»Ist das Irrthum? Ist es Prophezeiung?«

Bevor Bertha wieder zu Pferde stieg, küßte sie Jeannine auf die Stirn und sprach:

»Möge es Gott so fügen, meine Freundin!«

Dieser Wunsch kam von Herzen, aber Bertha's Stimme zitterte.

V.

Das Fest.

Freude! Freude! Freude! Französischer Wein! Bretagnischer Most! Vierziger-Meth! Kuchen, des Gaumens Ergötzen! des Magens Fest! Weihnachten! Weihnachten!

Wollen wir aber richtiger sprechen, so klingt der gutmüthige Ausruf der volksthümlichen Freude in der Bretagne viel energischer, üppiger, glücklicher, nemlich:

»Zum Speck! zum Speck!«

Wir befinden uns auf dem Weihnachtsfeste zu Pontorson zu beiden Seiten des Flusses und auf der Brücke; wir befinden uns dort mit Bekannten und Freunden; es sind ganze Schiffe voll Freunden, ganze Wagen voll Bekannten angelangt.

»Zum Speck! zum Speck! zum Speck! Kleine Jouanne, Gänsehüterin, Gänsehüterin, zum Speck! — Pilot, Rinderhirt, zum Speck! Mathelin, Hüter der Ferkel, zum Speck! Gothon, Mathurin ohne Zahn, und Ihr andern Alle, — zum Speck!«

Und sollten wir denn nicht ins Teufelsnamen der ganzen Geschichte ein bischen eine locale Färbung geben? — Wenn wir es thäten, und wenn's auch noch so wenig ist, was würde man sagen? Die locale Färbung hat viele Reize.

Was das Fest anbelangt, so werden wir dabei den Muth entwickeln unsere eigene Meinung zu haben. Das Fest ent-

hielt nicht um einen Heller locale Färbung. Wir behaupten, daß auch in jenen längst vergangenen Zeiten die Suppe — Suppe, und der Braten — Braten war. »Zum Speck! zum Speck!« Das alte Weihnachtslied bedeutete ganz und gar nicht:

Für's Vaterland zu sterben!
Es gilt das schönste Loos
Beneidenswerth erwerben!

Man aß mit dem Munde, wie dies auch später der Fall gewesen ist. Diejenigen, die auf den Händen gingen, und nicht auf den Füßen, waren auch in jenen Zeiten Ausnahmen.

Wenn man es genau wissen will, so glich mit Ausnahme einiger Unterschiede, die noch zwischen den Costümen und Sitten der beiden Länder bestehen, — das Weihnachtsfest von Pontorson ganz außerordentlich unsern albernen Festen auf den Champs Elysées, in Pantin, Clamart, St. Cloud u. s. w. — Auf Ehre! Die Turlututus *) blühten bereits unter dem Namen der Zwiebeltrompeten, die Schnurren zerreißen bereits die Ohren. Man lief in Säcken. Man suchte, mit einem dicken Türkenkopf über den Augen, ein Ei mittelst eines Stabes zu zerschmettern.

Man schoß mit dem Bogen, mit der Armbrust, mit der Archebuse.

Die Kletterbäume mit den Kuchen obenauf waren gleichfalls bereits erfunden.

Die jungen Mädchen suchten mit verbundenen Augen

*) Eine Gattung Pariser Masken mit Polichinell-Trompeten im Mundloch der Larve.

die Fäden mit ihren Scheren abzuschneiden. Alles, was wir der localen Färbung einräumen können, ist das, daß man die Zehn-Sousstücke Carolus oder auch anders nannte, und daß es Reisige anstatt Gensdarmen gab.

Alles Andere war eben so wie heut zu Tage. Der ranzige Fettgeruch der Küchen vor dem Winde beleidigte den Geruchsinn wie bei uns. Die hölzernen Pferde tummelten sich im Ringelrennen, und um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, riefen Schauhütten, mit schauerlichen Gemälden tapezirt, die Menge zu allen Arten von furchtbaren Schauspielen herbei.

Bildet sich unser hochmüthiges Jahrhundert etwa ein, das Kaninchen mit den zwölf Füßen oder den singenden Hechten erfunden zu haben? — Wäre sehr einfältig von uns! — Unter Ludwig XI. gab es ebenfalls bereits wilde Mädchen, welche Stücke rohen Kalbfleisches verschlangen, — und gelehrte Thiere, wie dies die berüchtigte Ziege Djali beweist; einige politische Männer verschlangen auch bereits Säbel.

Es gab nicht viel mehr Zigeunerinnen, Kartenaufschlägerinnen und Kaffeesatzprophetinnen, als in unsern Tagen. Paris allein besitzt im Jahre 1853 einige tausend elektrische Comptoirs, mehr als vierzehnhundert Prophetinnen, Somnambulen und Seherinnen, die sich ihr Brot verdienen, indem sie den Hausmeisterstöchtern weißsagen, daß sie den großen Preis im Conservatorium erringen werden.

Tiefer kann man die locale Färbung nicht heruntersetzen.

Unter Ludwig XI. nahm der Herkules des Nordens, eine Erinnerung an die Einfälle der Norweger, Gewichte von hundert Pfund zwischen die Zähne und marschirte herum, am Ende seiner ausgestreckten Arme vollständig ausgerüstete

Pfeilbogen tragend, die fünf Fuß acht Zoll lang waren. Der Chronist La Palud spricht von einem Equilibristen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der zwölf über einander gelegte Melonen auf der Nasenspitze trug. Sibylla di Faënza ging auf dem Plafond, mit dem Kopf nach unten. Gervais Givet, der später Hofnarr bei einem Herzog von Schwaben wurde, tanzte auf Flaschen nicht mehr noch minder als unser Auriol. Locale Färbung, — wo bist du? Um dir wieder ein bischen Leben zu geben, müssen wir gestehen, daß die Lufttrains damals noch nicht vorhanden waren und daß die Pferde noch nicht mittelst Fallschirmen aus den Wolken herabkamen.

Der Leser möge mit uns bemerken, wie sehr Goton, die einzig Ueberlebende von den vier Gotons aus dem Dorfe Saint=Jean=des=Grêves, ihr frisches Aussehen bewahrt hatte, und wie wacker und nett gekleidet sich der zahnlose Mathurin darstellte. Goton hatte allerdings die Spuren eines Faustschlages über dem Auge, dafür hatte aber auch Mathurin eine Beule an der Stirn, jedoch geziemt es sich für uns nicht uns in die Geheimnisse des ehelichen Lebens einzudrängen. Sie hatten zusammen einen Weg von drei Meilen gemacht. Derlei gegenseitige Neckereien bannen die Müdigkeit und erhalten die Lustigkeit.

Das Fest fand, wie wir es bereits gesagt haben, auf beiden Ufern des Couesnon statt, so wie auf der Brücke selbst. Und gerade auf dieser Brücke, also auf neutralem Boden hatte man das berühmte Froschspiel aufgestellt, auf welches sich der Page Marcou so sehr freute und von dem wir später ausführlich reden werden.

Mathurin blieb stehen und setzte sich auf das Brückengeländer.

»Na, wie ist's, Taugenichts?« rief ihm Goton zu, »gedenkst Du hier zu bleiben?«

»Nein,« antwortete Mathurin.

Da er sich nicht rührte, zog ihn Goton am Aermel. Mathurin sah in das strömende Wasser hinab, aber er hatte vielleicht keinen bösen Gedanken.

»Hör' mich an, Weib,« begann er nach einer Pause, »der Couesnon hat eine rechte und eine linke Seite. Welche Seite ist Dir nun lieber, die linke oder die rechte?«

»Ei, Pardi? die linke, weil dort die Bretagne liegt.«

»Gut ist's!« rief Mathurin, auf seine Füße springend, »ich lasse Dir also das, was Du am liebsten hast, Weib!«

Und damit stürzte er sich unter die Menge, welche die Brücke erfüllte, und eilte auf das rechte Ufer des Couesnon. Goton konnte nichts thun, als die Zunge gegen ihn herausstrecken. Ja, wenn es noch vier Mathurins gegeben hätte.

Der Zudrang war ein ungeheurer. Jeden Augenblick wälzten sich ganze Fluten von Menschen heran, die auf allen Straßen nach Pontorson strömte. Goton hatte nicht lange Zeit zu brummen; sie wurde von einem der tausend Ströme mit fortgerissen, die in dem Haufen hin und her wogten, und überließ sich ganz der Freude. Die Freude durchbrach alle Schranken.

Unter zehn Personen, die man auf gut Glück wählt, lieben gewiß neun und eine halbe den Staub, den Lärm und das Gedränge; sie sind glücklich, wenn man sie auf die Füße tritt, oder wenn man sie in die Rippen stößt; sie athmen mit Wonne die verdorbene Atmosphäre der Jahrmärkte, der Salons, der vollgepfropften Schenken und Schauspielhäuser, die geradezu eine mephitische ist.

Eine Volksmenge entwickelt immer eine Art von Trun-

kenheit, mag diese Volksmenge nun mit Atlas angethan oder in groben Zeug gekleidet seyn. Zwischen diesen beiden Gattungen von Volkshaufen macht nur der Geruch den Unterschied, ohne daß er aufhört schlecht zu seyn. 'S ist Knoblauch oder Ambra. Entweder riecht es unverschämt nach Würsten, oder die Sachet's entwickeln ihren feinen mörderischen Geruch. Und Beides liebt man, denn die Parfumeurs können leben und die Garköche erwerben sich sogar Vermögen. Dazu muß man noch die abscheuliche Hitze rechnen, welche zu Kopfe steigt, und jene Ohnmachten, die gewaltsam das Herz zusammenschnüren! — Das aber ist anziehend! — Das betet man an, — nicht blos auf den Ufern des Couesnon, sondern überall.

Nun hatte sich aber noch nie eine so reichliche Menge um Pontorson angehäuft. Heute war das Kirchenfest, morgen das Turnier, welches der König Ludwig XI. seinen neuen Rittern von St. Michael gab. Rennes, Dinan, St. Malo, Vitré, Fougères, Antrain für die Bretagne, Avranches, Granville, Mortain, Villedieu für die Normandie hatten unzählige Neugierige geschickt. Der grobe Stoff war vorherrschend, aber es gab auch Seide, — ein bischen Ambra unter vielem Knoblauch.

Bauersleute, Bürger, Soldaten, Bettler, Dörflerinnen und Stadtdamen, Kinder in den Windeln, verliebte Paare, zitternde Greise, — heimatlose Dämchen, — Zigeunerinnen, Pilger, Buschklepper, Pickelhäringe, — Maulaffen von jedem Alter, jedem Geschlechte und jeder Farbe, mengten sich mit solchen, die blos eine wüthende Begierde hatten, zu sehen, zu gehen, und sich zu drängen, was doch immer die Würze eines guten Festes ist. Man trank, aß,

lachte, schrie, raufte und umarmte sich dann wieder. Einige Weiber und einige kleine Kinder wurden dort oder da zertreten oder erstickt. Aber was thut das? Dem kann man nicht ausweichen. Soll man etwa auf die Schifffahrt verzichten, weil auf dem Ocean Schiffbrüche vorkommen? — Später sagt man doch mit Vergnügen: 'S war ein schönes Fest, — es sind sogar Leute dabei erdrückt worden.

Die Wahrheit zu sagen, gilt ein Fest, wo Niemand erdrückt wird, für mittelmäßig und langweilig.

Das normännische Ufer war an Hütten und Schauspielen viel reicher. Man sah dort schöne, von oben bis unten glänzende Meßbuden mit Schmucksachen und vergoldeter Fayence. Ein wenig oberhalb der Brücke, — auf dem normännischen Ufer, — lag ein Schloß, so nahe an der Stadt, daß man ihm den Namen Hôtel gelassen hatte.

Es war die Wohnung der Herren von Dayron, einem Seitenzweig der Raguenels.

Die Terrasse des Schlosses, die sehr geräumig war, beherrschte die Brücke und die beiden Ufer. Die Dame von Dayron, die noch jung war und eine prachtvolle Mitgift besaß, hatte die Thore ihrer Behausung einem Jeden geöffnet, der einen adeligen Namen trug. Die Terrasse wimmelte von Schmuck und Waffen.

Madame Reine, Bertha von Maurever, ihre Tante und Messire Aubry befanden sich gleichfalls daselbst mit Damen und Rittern aus Frankreich. Von allen Seiten der Ebene wendeten sich viele Blicke nach diesem leuchtenden Punkte, wo das Gold und das Eisen die Sonnenstrahlen in funkelnden Garben zurückwarf.

Aber wir irren uns nicht, — dort in der Ebene bewegt sich ein reinlich gekleideter Laienbruder, der hierher und dort-

hin trippelt und einen Schwall von Worten auf seinem Wege ausschüttet. Es ist der hochwürdige Bruder Bruno Plappermühle, der sich hier befindet zu Folge einer speciellen Erlaubniß des Priors und der Mönche, und der seine Zeit nicht verliert.

Jedem theilt er die Neuigkeit, die große Neuigkeit mit, die er vom Gevatter Gillot von Tours in der Touraine erfahren hatte; nemlich daß Se. Hoheit Carl von Frankreich, der noch nicht geboren ist, Ihre Hoheit die Prinzessin Anna von der Bretagne heirathen wird, welche letztere vielleicht geboren werden kann.

Jeder lachte dem wackern Frater ins Gesicht, allein er kam darüber nicht aus der Fassung und lieferte sein Staatsgeheimniß umsonst an alle Welt aus. Er trieb sich in der Menge herum, weil er den kleinen Jeannin suchte, um das Resultat von dem Besuche des Gevatters Gillot zu erfahren, so wie auch wie weit die wichtige Angelegenheit bereits gediehen.

»Guten Tag, Monica,« sagte er zu einem Weibe, das eben vorüberkam, »ich habe deine Mutter gekannt, zur Zeit wo sie noch die Esel hütete. — Guten Tag, Mariette, — dein Vater war ein schöner Bursch. — Ei! ei! Mathieu Boudin, alter Bär, findest Du noch immer das, was kein Mensch verloren hat? — Komm' her, Tiennet, Du bist mein Mann, — ich habe Dir etwas mitzutheilen. Der Herzog Carl von Frankreich, ältester Sohn des Königs Ludwigs XI., wird sich zur Frau die junge Tochter des Herzogs Franz nehmen, — die allerdings noch sehr jung ist!«

Jeannin für seine Person ging abseits, — er suchte die hier unmögliche Einsamkeit, gebeugt unter der schweren Last seiner Gedanken, die sein Gehirn erfüllten. Das was ihm

immer wieder ins Gedächtniß kam, waren die letzten Worte des Herrn Hue in seinem Todeskampfe. Hatte wirklich die letzte Stunde für die Unabhängigkeit der Bretagne geschlagen?

Jeannin war bleich. Sein Verstand zermarterte sich mit diesem unlösbaren Problem. Er sah nichts von dem, was rings um ihn her vorging. Er war allein in dieser unermeßlichen Volksmenge, die bewegter war als ein Meer.

Seht nur! dort tanzt die kleine Jouanne auf ihren strumpflosen Fersen mit Yvon, dem Hirten aus dem Kloster. Sie tanzte nach dem Klange der Sackpfeife, die eine Art Hopser näselte in überstürzten Cadenzen. Die Fiedel begleitete die Sackpfeife brüderlich, — die liebe Fiedel! Sackpfeife und Fiedel glichen zwei Nasen, welche trompeteten.

Während dem Tanzen kaute die kleine Jouanne etwas Gutes, denn Yvon, der Hirt, verstand es den Galanten zu spielen und hätte es niemals zugelassen, daß seine Freundin einen ganzen Hopser tanze, ohne etwas zum Naschen zu haben. Sie hatte, — möge sich das Zartgefühl des Lesers nicht daran stoßen, — Finger und Lippen glänzend von Fett; — das macht ein Mädchen erst schön! — Yvon hatte ihr eine schwellende, braungeröstete Speckschwarte gekauft, bei La Tardivel, dem Händler, der auf seinem Schilde folgende Aufschrift trug:

Wer immer kommt und wer geht davon,
Der esse Schweinfleisch von Ardevon!

Auf dieses antwortete Kermoro aus La Rive, der seinen Schild gleich nebenan hatte, mit folgenden feindlichen Versen:

Geht nicht gerad aus, sondern schief,
Und kauft bei mir Schweinfleisch von La Rive.

Der letztere Vers war zwar in der zweiten Zeile etwas zu lang, — erfüllte aber seinen Zweck. Nur Geduld, bevor das Fest zu Ende geht, werden Kermoro und La Tardivel sich ein wenig die Haare zerzausen.

»Aschenkuchen! Aschenkuchen! Aschenkuchen von St.-Georges-en-Grehaigne!«

»Torten aus dem alten Flecken Miniac!«

»Süßen Aepfelmost! Süßen Aepfelmost!«

Die Betrunkenen poltern im Zick-Zack durch die Menge, die Mädchen wollen sich darüber krank lachen, die Burschen stoßen das laute volksthümliche Freudengeschrei aus:

»Speck! Speck! Speck!«

Die Hüte und die Mützen fliegen in die Luft, einige Büchsenschüsse knallen in der Ferne, und in der Nähe heult ein Troubadour eine weinerliche Romanze:

»Zur Dame sprach der Ritter:
Ich bleib Euch ewig treu!«

»Wer will Grous?« (Suppe von Schwarzmehl.)

»Wer will Noces?« (Haferbrei.)

»Wer will Cimarios?« (Weizengebäck.)

»Heiße Kuchen!«

»Flöre aus der Nieder-Bretagne! Schweinfett! Wachs! Lebkuchen! Aniskuchen! Herzen von Gerstenzucker! Halstücher für die Dirnen, Nadeln mit rothem Wollstoff für die Burschen! Goldne Kreuzlein, Messerchen, Weihbrunnkessel, Scheren, Amulette!«

Aber das ist noch nicht Alles; es handelt sich jetzt darum, das Froschspiel zu spielen, und die wackeren Jungen von Roz, Marcou an der Spitze, haben die Burschen von dem normännischen Ufer mitten auf der Brücke heraus-

gefordert. Jedenfalls ist unter allen ritterlichen Spielen das Froschspiel das schönste. Fragt nur Jouanne. Die Brückengeländer sind mit Menschen besetzt. Die Brücke wird zu schmal. Auf die Seite mit den Maulaffen!

Von der Höhe der Terrasse im Schlosse Dayron beschauen sich edle Damen und Ritter das ländliche Turnier. Marcou hat seine Sammtjacke abgeworfen und den kurzen Stock vom Holze des Speyerlingsbaumes ergriffen, der die gewöhnliche Waffe bei diesem Volkskampfe ist.

»Vorwärts, Normannen! Vorwärts, Bretonen! — Die Ritter werden sich morgen schlagen! Heute spielen wir Andere das Froschspiel!«

VI.

Wo man anfängt, das Froschspiel zu spielen.

Wenn Ihr Euch nach eurem Mittagmahle damit unterhalten wollet, mit euren Freunden oder Nachbarn das Froschspiel zu spielen, so wird Euch das gewaltig wohl bekommen. 'S ist eine angenehme und gesunde Leibesübung. Marcou wird Euch eine Lection darin geben.

Vor Allem braucht man einen tüchtigen, kurzen, glatten Stock, — gerade so lang, als es vier tüchtige Hände sind; sodann einige Krüge mit Most im Bereiche der Hand, denn das Froschspiel ist ein Spiel, welches warm macht. Sodann gehören etwa dreißig Burschen von kräftiger Gesundheit dazu, — auch müssen sie verliebt seyn, — denn die Liebe gibt dem Herzen Kühnheit! Auch darf es sie nicht kümmern, wenn sie ihre Schuhe oder ihre Hemden zerreißen.

Die Mädchen müssen ringsherum zusehen, das versteht sich von selbst. Zu was plagt man sich denn mit dem Froschspiel, wenn Anne-Marie und Louison nicht da sind, und den Kampf gleich den Schäferinnen des antiken Idylls mit rhythmischen Bemerkungen begleiten, wie etwa folgende:

»Hollah! hollah! 's geht gut! Jetzt hat er's tüchtig weg! Der Gabillou, der führt fürwahr 'ne gute Faust! 'ne gute Faust, ich lüge nicht!«

»Na, das ist wohl zu läugnen nicht, es führt fürwahr der Gabillou 'ne gute Faust, 'ne gute Faust!«

Seht Ihr jetzt wozu die Mädchen gut sind? Nehmt dem Gabillou seine Anne-Marie oder Louison weg und seine Muskeln werden weich, als ob sie von Butter wären. Auch Roland, der Held, brauchte eine Angelica!

Wenn man sich also den Stock, die Mostkrüge und die dreißig Burschen sammt ihren Mädchen verschafft hat, so wählt man einen schönen freien Platz in der Sonne. Vier Burschen stellt man an diese, vier auf die andere Seite und sagt ihnen, sie sollen je zwei und zwei die Hände zusammenlegen.

Habt Ihr Euch das gemerkt? — Gut. — Nun legt den Gabillou flach mit dem Bauch auf die ausgestreckten Arme der normännischen Burschen, Marcou auf die Arme der vier bretonischen Burschen.

Kopf gegen Kopf — Aug' in Aug'!

Gebt den Stock her. Ans Ende des Stockes kommt die linke Hand Gabillou's, dann die rechte Hand Marcou's, dann die rechte Hand Gabillou's und die linke Hand Marcou's.

Im Ganzen vier tüchtige Schultern!

Jetzt sagt man dem Jean-Pierre, er soll das linke Bein Marcou's fest packen, Petit-Louis wird das rechte anfassen. Simon und Morissot werden den beiden Beinen Gabillou's den gleichen Dienst erweisen. — So, nun ist's gut! — Damit es aber noch besser geht, so spannt man fünf Burschen an den Körper von Jean-Pierre, fünf an Petit-Louis, fünf an Simon — und fünf an Morissot!

Und nun hue! hue! hue! — Zieht den Frosch! Zieht! Nur zu! nur zu! Frisch! hue! hue! Jean-Pierre! hue! Morissot!

Wenn das nicht genügt, so ruft man alle Vorübergehenden zu Hilfe, man nimmt alle jungen Leute, selbst Mädchen und Weiber, kurz alle Welt. Man spannt sie auf Marcou's Seite an und auf der Seite Gabillou's! Nur immer angespannt! Man ist niemals zu viel. Und hue! hue! zieht den Frosch!

Wenn man vielleicht glaubt, daß Marcou und Gabillou auf einem Rosenbette liegen, so würde man sich sehr irren. Sie befinden sich so ziemlich in der Lage von Leuten, die geviertheilt werden sollen.

Aber es ist ein Vergnügen! — Und als leidenschaftliche Freunde dieses Spieles halten sie den Stock fest.

Es bedarf nur ein bischen guten Willen! Nur immer angespannt! nur immer angespannt! Wer zieht für die Normannen mit an? Wer für die Bretonen?

Immer noch halten sie fest!

Und nun sehe man, ob das Wort nicht die Sache genau bezeichnet. Marcou und Gabillou werden gezogen, ihre Knochen knacken, ihre Schläfe pochen, sie strecken und dehnen sich, gleich dem Laubfrosch der Fabel, der auf dem Punkte

steht zu bersten. Gleichen sie nicht zweien armen Fröschen in den Händen von grausamen Kindern?

Aber man sagt einmal, es sey ein Vergnügen, — und so halten sie fest!

Gabillou für die Normandie! Marcou für die Bretagne!

Seht nur, — jetzt hängen schon Fünfzig an Gabillou und Fünfzig an Marcou. Man nährt die gegründete Hoffnung, daß wenigstens Einer von Beiden in Stücke gerissen werden wird, — vielleicht alle Beide! Nur zu! — zieht den Frosch!

Ein tiefes Schweigen ist eingetreten, das nur von Zeit zu Zeit durch einen leisen Schrei voll Aufregung unterbrochen wird.

Die Brücke ist voll Menschen. Jeden Augenblick vermehren frisch Hinzukommende die Zahl der Henker Marcou's und der Henker Gabillou's. Marcou ist bereits blau, Gabillou violett, aber sie halten sich wie Helden und ihr Mund öffnet sich nur um zu schreien:

»Mehr noch! mehr! nur zu! nur zu!«

Und immer mehr kommen hinzu. Die Menschenbespannung wird immer länger. Von diesem Kampfe wird man in den Hütten lange sprechen und fünfzig Jahr lang wird der Hirt im Walde von keinem andern Frosche wissen wollen.

Allein der Kampf wird nicht so geschwinde sein Ende erreichen. Gabillou und Marcou kennen sich. Lassen wir die Beiden sich abmühen und machen wir einen Spazirgang durch's Gedränge.

Eine große, durchlöcherte, zwischen zwei Balken aufgespannte Leinwand zeigte die traurige Geschichte der eilftausend Jungfrauen von Köln. Ein dicker, hochmüthig blicken-

der Mann erklärte die Einzelnheiten dieses wichtigen Gemäldes.

»Das was am besten beweist, daß die Bretagner nichts sind als schlechtberathene Engländer,« sagt er, »beweist der Umstand, daß ihr erster König, Merdoh *) der Bärtige, aus England zu Schiff nach Saint-Pol-de-Leon, einem Hafen am Meer, gekommen ist. Nieder mit den Bretonen!«

Man vergesse nicht, daß wir auf dem normännischen Ufer sind.

»Nieder mit den Bretonen!« wiederholte ein Theil der Menge.

»Schmach! Schmach!« schrien die Uebrigen; »ein Bretone nimmt drei Normannen auf sich!«

»Hier sieht man den König Merdoh an der Spitze seines Hofes,« fuhr der hochmüthig blickende Mann fort, seine Lumpen in malerische Falten legend, »bemerkt, so Euch's gefällig ist, den Bart, der ihm den Beinamen der Bärtige verschaffte. Er gleicht einem Kuhschweif. Nachdem er die Weiber des Landes bis auf die letzte getödtet hatte, von der Ihr hier, rechts, in der Ferne noch die blutigen Stücke seht, befanden sich seine Soldaten ohne Weiber. Da ließ der König Merdoh bekannt machen, daß er demjenigen, der ihm ein Weib brächte, einen Ochsen geben würde. Allein die Ochsen des Königs Merdoh waren räudig, wie Alles, was aus der Bretagne kommt.« — (Beifall.) — »Niemand wollte sie.« — (Schmach! Schmach!) »Der König Merdoh ließ bekannt machen, daß er für jedes Weib zwei Goldthaler

*) Conan Meriadech, der Gründer der bretagnischen Monarchie.

zahlen wolle. Allein das Gold der Bretagne ist nicht so viel werth als das Blei anderer Länder; wieder wollte es Niemand. Was that nun der König Merdoh? Seht her, hier steht er auf dem Ufer und entsendet seinen Vetter Morpech zum König der Engländer, welcher Dionoth hieß. Hier steht er, links.

»Morpech ging also zum König Dionoth und erzählte ihm den Fall, in dem sich der König Merdoh befand Die Engländer haben immer Weiber zu verkaufen mit rothen Haaren und mageren Beinen, — wie es aus diesen Bildnissen hervorgeht, die Ihr hier unten am Ende der Leinwand seht.«

Der hochmüthig blickende Mann zeigte mit dem Ende seines Stabes auf drei kranichartige Wesen, welche die Vorderseite des Gemäldes einnahmen, und — wenigstens als Muster — die eilftausend Jungfrauen von Köln repräsentirten.

»Die Engländer haben immer Weiber zu verkaufen,« begann er auf's neue, »Dionoth wählte also eilftausend Edelfräuleins und achtzigtausend vom gemeinen Volk, was zusammen einundneunzigtausend Jungfrauen macht, die sämmtlich so roth und mager waren, daß er froh war, als er sie los hatte.

»Sie sind alle da drinnen!« setzte der hochmüthig blickende Mann hinzu, nach seiner Bude zeigend. »Man brachte sie auf sechshundert Schiffe. An ihrer Spitze befand sich die heilige Ursula, die Tochter des mehrerwähnten Dionoth. Allein ein entsetzlicher Sturm, der sich hier in der Ecke rechts abgebildet findet, verschlug die sechshundert Schiffe an die Mündung des Rheins, eines deutschen Flusses. Die Herrschaften, welche die grauenvolle Behandlung zu sehen wün-

schen, welche die wilden Hunnen und Vandalen den eilftausend adeligen Jungfrauen, so wie den achtzigtausend vom gemeinen Volke angedeihen ließen, dürfen nur hier eintreten, sie werden zufrieden seyn. Die Hunnen sind in Lebensgröße, die einundneunzigtausend Jungfrauen ganz naturgetreu, — und werden dieselben vor den Augen aller Welt umgebracht.«

Verführt durch diesen blendenden Vortrag drängte sich ein Theil der Menge in die Leinwandbude. Drinnen zeigte man ihnen Schlangen aus Pappe und ein Kaninchen, welches die Flöte blies.

»Hierher!« schrie auf der andern Seite der Brücke ein Barde aus Quimper-Corentin. »Ihr wißt, daß die krummbeinigen Normannen alle von Rollon (Roland) abstammen, der einen Eselskopf hatte. Oder noch besser, seht hier sein Bild auf meinem Gemälde. Rollon aß nichts als Schinken von Menschenfleisch und goß Blut in seinen Wein, der Saufaus! Er hatte eine Tochter, Namens Virago, diese hatte schlechte Sitten und lebte wie eine ehrbare Normännin. Hebt den Kopf empor und blickt nach Norden, — Ihr seht doch wohl das Meer. Nun denn, dort drüben zwischen Carolle und Cancal lag vor Zeiten eine große, reiche Stadt. Sie wurde gegen die Wuth des Oceans durch Dämme geschützt. *) Die Schlüssel zu den Dammschleußen kamen niemals vom Lager Rollons mit dem Eselskopfe weg, der sie unter seinen Kopfpolster legte. Nun gebt Acht was geschah, meine Freunde. Hört mir zu und Ihr werdet es eben so gut wissen wie ich selbst. Das Oberhaupt der Feinde war ein

*) Es ist dies die Geschichte von der Stadt Is, vom König Grallon und seiner Tochter Ahes.

junger Herzog, welcher der Normännin in die Augen gestochen hatte. Sie sprach zu ihm: »Komm' in die Stadt, sobald es finstere Nacht ist.« — »Wie komm ich hinein?« sagte der Häuptling, »die Stadt ist allenthalben mit Mauern umschlossen, die höher als Berge sind.« Die Normännin antwortete: »Mein schmucker Herr, der Damm hat Schleußen, die mit den Canälen in Verbindung stehen, welche in die Stadt führen. Wenn's auf dem Meere Ebbe ist, so öffnet die Schleußenthore, vergeßt aber nicht sie wieder zuzumachen.« — »Womit soll ich die Thore des Dammes öffnen?« fragte der Herzog abermals. »Mit den Schlüsseln, die ich für Euch unter dem Kopfkissen meines Vaters hervorholen werde.« — Denn die Normänner üben einen Verrath so natürlich, wie andere Leute Athem schöpfen, — sie verrathen ihren Vater, ihre Mutter und unsern Herrgott selber. Nieder mit den Normannen!«

»Nieder mit den Normannen!« wiederholte von ganzem Herzen der bretagnische Volkshaufe.

»Hier unten,« fuhr der Barde von Quimper fort, sein zerrissenes Gemälde erklärend, »hier unten schläft der alte Rollon mit dem Eselskopf, nachdem er sich voll gesoffen, — und seine Tochter stiehlt ihm eben die Schlüssel zu den Dammschleußen. Ihr seht also, meine Freunde, daß das, was ich Euch gesagt habe, die pure lautere Wahrheit ist. Als sie die Schlüssel gestohlen hatte, suchte die Normännin den feindlichen Herzog auf. Sie gab ihm dieselben für einen Kuß. Denn aus purem Vergnügen wird gewiß kein Mensch eine Normännin küssen. Dann ging sie heim, sich schön zu machen und erwartete ihren Galan. Aber der Galan kam nicht. Der Galan öffnete nur dem Meere die Pforten. Und das Meer war es, welches in die Stadt eindrang, die hohe

See, welche die reiche Stadt bedeckte, von der jetzt noch die Matrosen bei ruhigem Wetter die Glockenthürme sehen.

»Diejenigen, welche Rollon mit dem Eselskopfe und seine Tochter sehen wollen, wie sie beide gleich Heiden fluchend und lästernd, im Meere ersaufen, brauchen nur einzutreten. Das Meer ist mit wirklichem Salzwasser gemacht, und alle Bewohner der Stadt, an Zahl viertausendachthundert, sind mit Mann und Maus in den Fluten begaben.«

Man trat ein beim Klang der Trommel und der Fiedel, und sah abermals nichts als ein anderes Kaninchen, welches die Clarinette blies, und andere Schlangen von Pappe.

Etwas weiter entfernt sang ein zweiter Poet die Wunder Merlin's.

Noch weiter entfernt gab ein Harfenspieler die geheimnißvolle und reizende Historie vom See Landelorn zum Besten, wo die Fee Mor-Gane jedem, der des Weges kam, vom ersten bis zum letzten Mittagsstrahl ihre Schätze preisgab.

Allein allenthalben muß es einen Erfolg geben, der alle andern Erfolge übertrifft, eine Sache, die in der Mode ist. Die Modesache auf dem Feste von Pontorson war der Menschenfresser von den Inseln, der eiserne Mann.

Eine ganz neue Bude mit einem Gemälde, das von Roth und Blau funkelte, einem Gemälde, das weder von der Sonne noch vom Regen bisher gelitten hatte, war dem Menschenfresser geweiht. Man sah auf demselben den Grafen Otto nackt bis zum Gürtel und mit einem riesigen Bart versehen. Dieser wilde Mann hielt in jeder Hand ein Kind. Der Künstler hatte dem Kinde der rechten Hand nur mehr einen einzigen Fuß gelassen, der andere Fuß befand sich bereits im Magen des Ogers.

Die Zähne des Grafen Otto waren lang und spitz. An

den Enden seiner Finger hatte er Klauen. In seiner offenen Brust sah man sein Herz, in welchem der Teufel ganz gemächlich saß.

Der Graf Otto stand auf einem mit Gold und Perlen durchwebten Boden. Hinter ihm führte eine Truppe von Nymphen antike Tänze auf. Links befand sich ein eiserner Käfig, in dem man die kleinen Kinder mästete, welche das Ungeheuer bei seinen abscheulichen Mahlzeiten verschlang.

Rings um das Gemälde häufte sich eine gewaltige, ungeduldige Volksmenge an. Seit drei Stunden war diese gewaltige Volksmenge da und vergrößerte sich fortwährend durch Neuhinzugekommene. Diejenigen, welche erst kamen, suchten näher zu kommen und drängten heran; diejenigen, welche bereits einen Platz hatten, drängten zurück, um ihre gewonnene Stellung zu vertheidigen. Ein seltsamer Umstand trug nicht wenig dazu bei, die allgemeine Neugierde aufzustacheln; seit dem frühen Morgen entfaltete das Prachtgemälde seine Versprechungen und Drohungen im hellen Sonnenschein, und noch war kein Redner sichtbar geworden, der die gebräuchlichen Erklärungen gegeben hätte. Die von Balken gehaltene Gallerie, auf welcher gewöhnlich Bajazzo erscheint, um die Kleinigkeit für den Eintritt zu fordern, war leer geblieben. Die Bude war verschlossen.

Auf allen Seiten gaben sich die Eigenthümer von Curiositäten alle erdenkliche Mühe, Kunden anzulocken. Hier sah man nichts.

Und doch wußte man im vorhinein, daß das Schauspiel ein prachtvolles seyn mußte. Der Schauspieler, der mit der Rolle des Menschenfressers von den Inseln betraut war, war ein Jerseyer *) von sechs Fuß Höhe. Die Rolle des gefresse-

*) Ein Bewohner vor der Insel Jersey.

nen Kindes sollte im Gegentheile durch den Zwerg Fieràbras dargestellt werden, der um zwei Deniers von Rennes für diese Darstellung gemiethet worden war.

Warum blieb denn diese Thür verschlossen? Die Bretonen sind allerdings geduldig, allein ein Festtag hat eben nicht mehr als zwölf Stunden und Jeder in dem Haufen ärgerte sich über den Zeitverlust. Das Murren ward immer ärger, es schwoll an und brach endlich in ein lautes Geschrei aus. Die Bretonen sind geduldig, aber sie sind Händelsucher. Bald sprach man davon, das Gemälde in Stücke zu reißen und die Bude dem Erdboden gleich zu machen. Da dieses Project gleich von vorn herein die ehrendste Theilnahme fand, so stiegen etwa ein Dutzend Burschen auf das Bretergerüst und schrien durch die Leinwand hinein:

»Remy! guter Freund Remy! wenn Du nicht aufmachst, so geht deine Bude darauf.«

Keine Antwort. Remy spielte den Stolzen.

Die Burschen stießen mit den Füßen gegen die Stützpfeiler der Bude. Als die Balken zu wanken begannen, stürzte der Ehrenmann Remy heraus, in Silberpapier gekleidet, mit dem Entsetzen im Antlitz. Zu seiner Rechten erschien der Jerseyer, ein ungeschickter, blödsinniger Lümmel, der obendrein betrunken war, — zu seiner Linken der Zwerg Fieràbras.

»Erbarmen, meine lieben Kinder!« jammerte der alte Remy; »Ihr kennt das Unglück nicht, das mich getroffen!«

»Welches Unglück hat Dich denn getroffen, alter Remy?«

»Ach! ach! meine lieben Kinder! ich bin ruinirt an Ehre und Geld!«

Die Aufregung raubte ihm die Sprache. Die Versammlung brachte ihm ihre Huldigung dar durch mehre Dutzend

gefaulte Aepfel, um ihm den Antheil auszudrücken, den sie an seinem Kummer nahm.

Entrüstet setzte sich Fierabras auf die Hand des Jerseyers und von der Höhe dieser Tribune herab redete er wie folgt:

»Ihr Tölpel, hört auf einen Edelmann!«

Donnernder Beifall.

»Dieser Lümmel hier« (er zeigte auf den Jerseyer) »wünscht nichts sehnlicher, als mich zu verspeisen und ich will gleichfalls, daß mich der Lümmel frißt. Allein rund heraus gesagt, — ich fühle in mir nicht den mindesten Beruf für den Posten eines gebratenen Edelmannes.«

»Was will er damit sagen?« fragte man sich in dem Haufen.

»Ich will damit sagen, Ihr Tölpel,« erwiederte Fierabras der Spinnbesen, »daß dieser dreifache Bösewicht von einem Grafen Otto Reisige hat, mit denen nicht zu spaßen ist.«

»Und was geht das uns an, Sire Spinnbesen?«

»So viel, Ihr Tölpel, daß der Graf Otto, wenn wir vor Euch das »Mysterium des Menschenfressers von den Inseln in seinem finstern Palaste« aufführen, — Feuer in unser Theater werfen wird.«

He? War das ein Titel? »Der Menschenfresser von den Inseln in seinem finstern Palaste.« Meint vielleicht Jemand, man habe später für Melodramen Titel erfunden, die zugkräftiger sind, als dieser? Dem ganzen Haufen lief der Mund voll Wasser. Die Leute schrien wie mit einer Stimme, indem sie im Staube herumtrippelten:

»Das wollen wir sehen! Wir wollen das sehen!«

Der Zwerg bewegte seine Hand mit Würde, um die Ruhe wieder herzustellen. Dann streckte er seine Finger gegen das normännische Ufer aus. Die Menge, die jeder seiner Geberden folgte, wendete den Kopf nach jener Seite. Alle Welt konnte in einer Staubwolke längs den Ufern des Couesnon eine Schaar von Reitern heran ziehen sehen, deren Waffen im Sonnenscheine funkelten.

Sie ritten unter einem rothen Banner mit silbernen Streifen.

Es entstand ein Flüstern, — ein Flüstern des Staunens und Schreckens:

»Der Graf Otto!«

»Der eiserne Mann!«

»Der Menschenfresser von den Inseln!«

VII.

Wo man aufhört das Froschspiel zu spielen.

Unsere arme Geschichte wird sich, so gut sie es vermag, mitten in diesem Volksgedränge entwickeln. Wenn der Leser findet, daß sie sich eben nicht gar zu sehr entwickelt, so machen wir ihn mit aller Ruhe darauf aufmerksam, daß unsere handelnden Personen sich in dem Gedränge verlieren, daß sie sich gegenseitig suchen und nicht finden, — daß die Einen den Spazirgänger betrachten, während die andern als Freunde einer guten Kost um die brodelnde Bratpfanne sitzen, daß die Andern den Frosch ziehen, während noch Andere den senkrechten, schwankenden Mastbaum zu erklettern suchen, den man von oben bis unten mit Seife eingeschmiert hat.

Der Frater Bruno erzählt, davon kann man überzeugt

seyn, irgend Einem eine gute Geschichte. Der unglückliche Jeannin zerbricht sich den Kopf mit politischen Hirngespinsten, — der wackere Mann! Dame Josepha plaudert mit Madame Reine, diese überwacht Jeannine, welche an Aubry denkt, und dieser versucht es der schönen Bertha zuzuhören, welche nicht mehr weiß was sie spricht. Javotte blickt auf Marcou, der schon zu drei Viertheilen zerrissen ist, aber noch immer mit starker Faust den Frosch hält. Ferragus und Dame Loyse springen in den großen Gärten von Dayron herum. Die alte Magd der Witwe, ihr alter Stallmeister und ihr alter Falke schlafen in drei verschiedenen Winkeln.

Kurz, Jeder hat seine besondere Beschäftigung.

Der Anblick des rothen Banners mit den silbernen Streifen dämpfte zuvörderst die Aufregung des Haufens, welcher die gesperrte Bude des alten Remy umringte. Das Banner war noch viel zu weit entfernt, als daß es möglich gewesen wäre den Bannerspruch und die Wappenschilder zu unterscheiden, allein Niemand war versucht einen Zweifel darein zu setzen.

Es waren allerdings die Leute von den Inseln.

Der alte Remy konnte einen Augenblick glauben, daß man ihn in Ruhe lassen und daß er mit dem Verluste seiner Einnahme davon kommen werde. Allein nachdem die Truppe der Bewaffneten eine Zeit lang auf der Ebene herumgesprengt war, bog sie um eine Krümmung des Flusses und verschwand in der Richtung der Dünen.

Alsbald bekam auch der Volkshaufe wieder Muth.

»Was geht uns der eiserne Mann an?« fragte man.

»Will dieser Heide etwa gute Christen hindern sich zu unterhalten?«

*

»O! beim wahrhaftigen Gott! die Heiden flößen uns keine Furcht ein!«

»Vorwärts, Remy! alter Remy! Sperre deine Bude auf oder wehe Dir!«

Vergebens wehklagte der alte Remy, vergebens schwang der Jerseyer seine Keule, indem er dazu fürchterlich die Augen rollte, vergebens verschanzte sich Fierabras hinter seiner Würde als Edelmann, — man mußte gehorchen.

Die Menge stürzte sich auf das Gerüste und drang mit Gewalt ein.

»Hollah, Ihr Tölpel,« rief der Zwerg, »werdet Ihr uns auch vertheidigen, wenn man uns angreift?«

Ein kriegerisches Geschrei antwortete ihm bejahend und die Vorstellung begann. Diejenigen, welche keinen Platz finden konnten, zogen sich in der Richtung gegen die Brücke zurück und vermehrten die ungeheure Masse, welche bei dem Frosch versammelt war.

Man zog noch immer: Gabillou für die Normannen, Marcou für die Bretagner.

Und die Sache war entsetzlich anzusehen. — Die beiden Bespannungen hatten sich immer mehr verlängert; sie erstreckten sich bereits von der Brücke in die Ebene hinaus.

Marcou und Gabillou, das Gesicht in Flammen, mit angelaufenen Adern und zum Kopfe heraustretenden Augen, versuchten nicht mehr ihre Qualen zu verbergen, — allein sie ließen den Stock nicht los.

Die beiden Ersten, welche Marcou hielten, waren Pelo der Rinderhirt, und Mathelin der Hüter der Ferkel, — alle beide von Roz. Sie hielten gerade die Hälfte des Zuges aus, der auf dem armen Leichnam des Pagen lastete, und dieser Zug, der für ihn auf diese Weise um die Hälfte gerin=

ger wurde, entriß ihnen jeden Augenblick ein Geschrei des Schmerzes.

Marcou für seine Person schrie nicht. Dafür rief aber Javotte desto mehr: »mein Jesus!« für ihn, für Gabillou, für alle Mitwirkenden. Und der Enthusiasmus war unter den Liebhabern des Spieles auf dem höchsten Gipfel. Seit Menschengedenken hatte man keinen so schönen Frosch gesehen.

Die Hausfrauen erzählten sich bereits von Josille Benou aus dem Flecken de la Rive, den auf demselben Platze plötzlich der Schlag getroffen, als er den Frosch vertheidigte, und von Julien Reynier, der seine beiden Arme bei dem Kampfe gelassen hatte, so zwar, daß er, wie die Weiber sagten, seiner armen Frau, die ihn zu Hause erwartete, nichts als einen blutigen Rumpf heimbrachte.

»Und nun soll Einer Getreide mähen ohne Arm, Frau Nachbarin!«

»Oder Gerste sieben, Frau Nachbarin!«

»Ach die Männer, — sie sind doch alle gleich!«

»Alle sind sie gleich! Nie denken sie an ihre armen Weiber!«

Julien Reynier hatte beide Arme verloren und die Nachbarinnen beklagten seine arme Frau.

»O da seht!« schrie die kleine Jouanne, »jetzt streckt Gabillou gar schon die Zunge heraus! Was für eine häßliche Zunge er hat! Und wie weit er sie herausstreckt, mein Gott!«

»Muth, Gabillou!« schrien die Normannen noch einmal.

Es war das Ende, Gabillou und Marcou waren buchstäblich auf dem Punkte ihren Geist aufzugeben. Die beiden Bespannungen machten eine letzte außerordentliche Anstren=

gung. Das Blut rieselte aus den geballten Fäusten Gabillou's.

»Du bist nur ein feiger Schwächling!« rief Marcou mit keuchender Stimme, »dein Blut hält nicht in deiner Haut!«

»Zieht! Hollah! zieht! Vorwärts! hue!«

Gabillou's Kopf sank auf seine ausgestreckten Arme. Das Weiße seiner Augen war purpurroth.

In diesem Augenblicke zeigten sich Bertha von Maurever, Madame Reine und Jeannine auf der Terrasse von Dayron.

»Bretagne! Bretagne!« rief Marcou erschöpft.

»Da sieh!« sagte ein Gaffer unter dem Haufen, — »dort ist die Maurever, von welcher der eiserne Mann geschworen hat, daß sie sein Liebchen werden soll.«

Marcou's Kopf erhob sich und er suchte mit den Augen den Sprecher.

»Und was ist's weiter?« entgegnete ein Normanne, »ist sie doch nur eine Bretagnerin; — der eiserne Mann hat schon edlere und schönere weggenommen!«

»Das lügst Du, Schurke!« stöhnte Marcou wüthend.

Mit einem verzweifelten Ruck entriß er den Knüttel den Händen Gabillou's. Die beiden kämpfenden Parteien verloren, wie dies unausweichlich geschehen muß, das Gleichgewicht und purzelten bunt durcheinander in den Staub.

Marcou allein sprang rasch auf die Füße. Er war wie ein Dämon anzusehen. Er schwang den schweren Stock, der pfeifend aus seinen Händen flog und beinahe den Schädel des Normannen zerschmetterte, welcher gesagt hatte: Der eiserne Mann hat noch edlere und schönere weggenommen.

Nun galt die Partie nichts! Der Frosch war nicht ge-

wonnen! Man muß nemlich den Knüttel so lange in der Hand halten, bis die beiden kämpfenden Haufen sich wieder von der Erde aufgerafft haben. So verlangt es die Spielregel. — Allein aus welchem Grunde? – Die Spielregeln kümmern sich um gar keinen Grund. Sie haben nie Unrecht. Man trug den Normannen mit seinem zerschmetterten Schädel fort, auch den besinnungslosen Gabillou schaffte man zur Seite. Marcou ging fort, um zu trinken, und dann begann man — einen neuen Frosch.

. . . .

. . . .

Inzwischen erfüllte sich die Ebene an beiden Ufern des Couesnon mit Rittern. Es war die Stunde des adeligen Festes. Franzosen und Bretagner ritten heran, um ihre schönen Rüstungen im Strahle der untergehenden Sonne zu zeigen. Hier sollte es wieder einen anderen Kampf geben.

Unter Nachbarn thut man ja nichts Anderes.

Unter den Reitergeschwadern, die rechts und links vom Flusse manövrirten, machten sich besonders drei bemerkbar: zwei auf dem rechten Ufer in der Normandie, und eins am linken Ufer in der Bretagne.

Das erste Geschwader bestand aus französischen Rittern. Es hätte in allen Ländern für ausgezeichnet und glänzend gegolten. Die Namen glänzten so hell wie die Rüstungen.

Uebrigens waren es auch fast alle Würdenträger des neuen St. Michaelordens: der Herzog von Guyenne, der Herzog von Bourbon, der Connetable von Frankreich, Graf von St. Paul, Sancerre, Beaumont, Chatillon, Estouteville, Lohéac und Chabannes, der Bastard von Bourbon, Admiral von Frankreich, Dammartin, Comminges, Crussol, Bouillon, La Tremouille und Andere.

Das zweite Geschwader war — so sagte man — aus den Bewaffneten von den Chausey-Inseln gebildet. Dieses Geschwader nun trug jenes scharlachrothe Banner mit den Silberstreifen, dessen bloßer Anblick genügt hatte die Hunde des alten Remy zu erschrecken, — das Banner des Grafen Otto Beringhen.

Das dritte Geschwader machte dem ersten den Rang streitig, denn die Ritter der Bretagne sind jedenfalls so viel werth als die Ritter Frankreichs.

Du edles schönes Land, das keinen Namen mehr hat als in der Geschichte! Königliches und herzogliches Land, das von Bütteln und Amtsschreibern in Besitz genommen wurde, weil die Lanze zerbrochen war, weil der Degen sich verbogen hatte, als er gegen den eisernen Küraß stieß! Land der Heiligen, der Dichter und Krieger! Vaterland der heldenmüthigen Ergebenheit und der heiligen Treue. Dort waren sie versammelt um das Wappen unter dem Hermelin, — die Clisson, Rohan, Dreux, Goulaine, Ploenc, Coëttoyon, Chateaubriant, Tanneguy du Chastel-Rieux, Porhoët und Dunois der Greis, der am Hofe Franz II. eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Dort waren Montauban, Coëtwy, Guebrian, St. Luc, Penthièvre und Beaumanoir, Avaugour und Vertus, die Söhne des Herzogs, Blois und Loval, die Vettern des Königs, — Montbourcher, Malestroit, Matignon, Leon, Rochefort.

Die beiden Truppen waren nur durch den breiten flachen Canal getrennt, der einen großen Fluß hätte enthalten können, worin aber der Couesnon alle Mühe hatte, die Kiesel seines Bettes zu bedecken. Sie schienen sich zu beobachten und sich gegenseitig nicht recht zu trauen.

Immer noch allein lehnte Jeannin am Brückengeländer und folgte ihnen mechanisch mit den Augen, während er immer noch in seiner kummervollen Betrachtung versunken war. Er blickte bald nach den Rittern mit den Lilien, bald nach den Rittern mit dem Hermelin und ein Gedanke wollte sich in seinem Geiste Bahn brechen.

Als aber dieser Gedanke eben auf dem Punkte war, endlich ans Licht zu treten, da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, und die Stimme des Frater Bruno, der seit einer ganzen langen Minute nichts gesprochen hatte, ließ sich lustig vernehmen.

»Das laß' ich mir gefallen,« sagte der vortreffliche Mann, »finde ich Dich endlich einmal, kleiner Jeannin, mein Freund! Ich glaubte schon, ich müßte eben so lang auf Kranichfüßen herumstelzen, wie der Stallmeister Robin von la Ville Gille, der seine Braut drei Stunden lang beim Stelldichein suchte und endlich im Gebüsch den Bogenschützen Bellebon fand, — 's war im Jahre 39 oder richtiger 38, — der Bogenschütz Bellebon schnallte eben seinen Gürtel fest —«

»Nun was gibt's denn?« unterbrach sich der Frater selbst, als er sah, daß Jeannin zusammenschrak, wie ein Mensch, den man aus dem Schlafe aufweckt, »Du bist ja ganz verdutzt, mein Sohn! — Auf mein Wort, — Du siehst dem Wasser zu, wie es läuft. Und ich erinnere mich, daß ich hier auf demselben Platze eines Abends einen gewissen Baudrain, von Façé bei Rennes, antraf, der ebenfalls so dem Laufe des Wassers nachstarrte. Baudrain, mein Freund, sagte ich zu ihm —«

»Wie lange wird der König noch auf dem Michaelsberge bleiben?« fiel ihm Jeannin ohne alle Rücksicht ins Wort.

»Aha!« sagte Bruno, »nun unterbrichst Du mich gerade so wie alle Welt, kleiner Jeannin. Ich habe die Zeit gesehen, wo man so was eine Unhöflichkeit nannte. Der König? Ei, hast denn Du mit dem Könige zu thun? — Na, schau dort hin, wenn Du gute Augen hast! Und Du hast gute Augen, glaube ich, — ja! — Dort drüben reitet der König eben mitten unter seinen Baronen.«

»Ich habe ihn ebenfalls zu erkennen geglaubt,« meinte Jeannin.

»Was die Dauer seines Aufenthalts bei uns anbelangt, so weiß ich, meiner Treu! nichts darüber. Aber ich wette, daß ich Dir eine Neuigkeit mittheilen werde. Siehst Du unter jenen Rittern, die sich auf bretonischem Boden befinden, einen Helm ohne Federbusch mit herabgelassenem Visier?«

»Ja.«

»Das ist der Herzog Franz.«

Jeannin erbebte zum zweiten Male und diese Bewegung entsprach den Gedanken, die ihn vor Kurzem noch beschäftigt hatten. Er hielt sich die Hand über die Augen, um sich gegen die Sonne zu schützen und blickte aufmerksam hinüber.

»Bei Gott!« rief er aus. »Ich glaube, daß Ihr Recht habt! 'S ist der Herzog! Er sollte erst morgen nach seiner getreuen Stadt Dol kommen.«

Er dämpfte die Stimme und setzte, mit sich selbst redend, hinzu:

»Ist dieser Zufall, der seine Reise beschleunigt hat, ein Wink des Himmels?«

»Was?« fragte Bruno, »wenn Du zwischen den Zähnen sprichst, kleiner Jeannin, so kann ich Dich nicht verstehen, — denn ich fange bereits an etwas schwerhörig zu werden, — besonders auf dem linken Ohr, — weil ich mit

einer eisernen Keule einen Schlag darauf bekommen habe, — im Jahre 40, bei der Belagerung von Cesson an der Vilaine.«

»Der Herzog hier, der König dort,« dachte Jeannin, »ein schmales Flüßchen zwischen beiden!«

»Na, Gott sey Dank!« fuhr Bruno fort, »ich habe Dich nicht blos aufgesucht, um auf gut Glück mit Dir zu plaudern, kleiner Jeannin. Sag mir nur geschwind, was ist denn aus deiner Unterredung mit meinem Gevatter Gillot, dem braven Manne, geworden? Er hat Credit, denn ein Wort von ihm hat genügt, um mir die Stelle des Bruder Pförtners zu verschaffen, die ich wünschte, wegen meinen Beinen, die nicht mehr steigen können.«

»Ah!« sagte Jeannin ihm ins Gesicht sehend, »Ihr seid jetzt Pförtner im Kloster, ehrwürdiger Bruder?«

»Seit acht Tagen. Und stell Dir vor, — in dieser ganzen Zeit bin ich nicht im Stande gewesen, meinen Gevatter Gillot von Tours in der Touraine zu erwischen, um ihm für den mir erwiesenen Dienst zu danken.«

»Kennt Ihr den König?« fragte Jeannin.

Bruno ließ die Ohren hängen. Es fiel ihm sehr schwer zu gestehen, daß er den König Franz nicht kannte.

»Hör' mich an, kleiner Jeannin,« sagte er, »ich kenne alle Leute, das weiß man wohl. Aber bei dem Könige — habe ich ein eigenes Mißgeschick. Ich habe ihn niemals zu Gesicht bekommen können.«

Er trat näher zu dem Waffenmeister und faßte ihn am Arm.

»Heraus, — heraus mit der Sprache!« fuhr er fort.

»Spielt man etwa gar den Geheimnißvollen gegen den alten Bruno? Geht's mit der Heirath vorwärts?«

»Mit welcher Heirath?«

»Gut! gut! Thue nur, als ob Du nichts wüßtest. 'S ist ja eine Staatsangelegenheit, — aber ich bin genau davon unterrichtet, denn ich habe den Gevatter Gillot selbst zu Dir geschickt. Ich bin ganz in die Sache eingeweiht, Du kannst mir Alles sagen.«

»Aber ich will sterben, wenn ich —« begann Jeannin.

»Wir müssen alle sterben, mein Freund,« fiel ihm Bruno ins Wort, »lästere nicht. Ich rede von der Hochzeit des Dauphins Carl mit der Prinzessin Anna von der Bretagne.«

Jeannin fiel aus den Wolken. Er hatte niemals von diesem Prinzen und dieser Prinzessin reden gehört.

»Und bei dieser Veranlassung,« plauderte Bruno weiter, »wirst Du zum Ritter geschlagen werden, mein Söhnchen. — Und ich bin Derjenige, der das zu Stande gebracht hat. Aber Du wirst dessen auch gedenken, — denn Du hast ein wackeres Herz.«

»Ehrwürdiger Bruder Bruno,« meinte Jeannin, »ich glaube, daß dieser Gillot aus Tours in der Touraine Euch gewaltig zum Narren gehalten hat.«

»Hm? Mich zum Narren gehalten? Vermält man etwa nicht den Dauphin Carl mit der Prinzessin Anna, der Tochter des Herzogs Franz?«

»Das wird man in zwanzig Jahren sehen, wenn nemlich die Frau Königin eines Knäbleins genesen sollte, und wenn die Herzogin von der Bretagne noch dieses Jahr ein Töchterlein bekommt, ehrwürdiger Bruder.«

»Miserere!« rief Bruno aus. »Kleiner Jeannin, —

wenn ich wirklich glauben müßte, daß dieses Fratzengesicht, dieser Gillot, mit seinem schäbigen Wams, mich zum Narren —«

»Pst!« mahnte der Waffenmeister. »Ich werde Euch rächen, ehrwürdiger Bruder. Pierre Gillot ist eine Person von Wichtigkeit. Sagt mir, seid Ihr noch immer gut Freund mit Guy Legriel, dem ersten Rottmeister der Bogenschützen von St. Michel?«

»Wir sind unzertrennlich.«

»Gut, mein ehrwürdiger Frater Bruno,« sagte Jeannin, der einen Blick nach der Terrasse des Schlosses Dayron warf, — »ich bin jetzt gezwungen zu Madame Reine zurückzukehren, da sie mich vielleicht erwartet. Kommt hieher, um zehn Uhr Nachts, — da werden wir weiter reden.«

»Kannst Du mir nicht gleich auf der Stelle mittheilen —«

»Auf den Abend! auf den Abend!«

Jeannin grüßte ihn mit der Hand und eilte nach der Schloßpforte von Dayron.

Seine Stirne heiterte sich auf. Eine Idee, die er für eine ganz wundervolle hielt, war in seinem Gehirne aufgetaucht.

Bruno dachte sich:

»So viel ist gewiß, daß der Dauphin Carl und die Prinzessin Anna noch sehr jung sind, — aber im Jahre 28 haben in Martigné-fer-chaud zwei Männer, Joël Douarain und Charlot de la Coustre, die immer Gefährten waren, sich an ihrem Hochzeitstage gegenseitig den Schwur geleistet, ihre Kinder miteinander zu vermälen, — und ich habe ihre Hochzeit gesehen, — im Augustmonate des Jahres 46, —

Joëls Sohn und Charlots Tochter waren ein hübsches Paar. Warten wir, — wer lang lebt, sieht was!«

Im Schlosse Dayron wimmelte die Terrasse von edlen Damen und Herren. Auch dort beschäftigte man sich sehr mit den drei Geschwadern. Bertha von Maurever und Jeannine hatten sich nahe neben einander gestellt. Voll unruhiger Neugierde folgten sie mit dem Auge der bewaffneten Truppe von der Insel Chausey, welche in diesem Augenblicke am Couesnon stromaufwärts ritt und sich der Terrasse näherte:

Gerade im rechten Momente entrollte der Wind die Falten des scharlachrothen Banners mit den silbernen Streifen. Die untergehende Sonne ließ die Buchstaben des Bannerspruches glänzen.

Man konnte folgende zwei Worte lesen, die in Flammenzügen geschrieben schienen:

»Der Schönsten!«

Bertha und Jeannine wechselten einen raschen Blick.

Dieser Blick wurde von einem schönen jungen Mann mit bleichem, stolzem Antlitz, aufgefangen, der sich auf den Balcon der Terrasse lehnte und seit geraumer Zeit seine schwarzen, kühnen, glänzenden Augen auf die beiden Jungfrauen richtete.

Auf seinen Lippen schwebte ein seltsames Lächeln.

VIII.

Messire Olivier.

Der junge schöne Mann, der sich auf die Gallerie der Terrasse lehnte, führte den Namen Baron von Harmoy.

Der Leser wird uns schon verzeihen, daß wir ihm eine so wichtige Person so spät erst vorführen. Unserer Geschichte fehlt, wenn wir's ehrlich gestehen wollen, bis jetzt noch der Held, denn Messire Aubry, Jeannin und Fieràbras, der Spinnbesen, sind doch keine Romanhelden. Vielleicht wird uns in Ermanglung eines Andern dieser brünette, bleiche Olivier als Held dienen.

Er schien höchstens fünfundzwanzig Jahre alt zu seyn, obwohl man, wenn man ihn genau betrachtete, auf seiner Stirne einige frühzeitige Falten, die Spuren von Strapatzen, entdeckte. Er war groß und trug sein reiches Ritterwams mit wundervoller Anmuth.

Die Zeichnung seines Gesichts bot gerade den Gegensatz des bretonischen Typus. Die Backenknochen traten zurück und ließen nach germanischer Weise die Stirnecken scharf hervortreten; die Nase war gerade und fein, — das Kinn sprang ein wenig vor und gab der etwas weichen Physiognomie eine plötzliche Kraft und den Ausdruck eines entschlossenen Willens. Seine Augen und sein Mund schienen bestimmt das zu mildern, was der untere Theil seines Gesichtes Hartes hatte. Sein Mund lächelte wie der schönste Frauenmund. Seine

schwarzen Augen mit dem tiefen, glühenden Blick träumten, — und veranlaßten — ach! — auch Andere zu träumen.

Er trug den Bart verschnitten nach der Art der Ostländer, und seine agathschwarzen Haare fielen in Locken zu beiden Seiten der Stirne herab. Es war bereits ein Beweis von Geist, die beiden plumpen, steifen, albernen Haarbüschel zu vermeiden, welche die Maler aus jener Zeit allen ihren Porträten um die Wangen malten.

Messire Olivier hatte — wir können es mit gutem Gewissen sagen, — noch ganz andere Verdienste. Er hielt die Lanze zum Entzücken und saß zu Pferde wie ein Gott. Um mit einem Worte Alles zu sagen: die edlen, reizenden Damen, die sich in Menge im Schlosse Dayran befanden, hatten für Niemand Blicke, als für Messier Olivier, Baron von Harmoy.

Nun irren sich aber die Damen in dieser Beziehung nie. Derjenige, den sie bemerken, ist gewiß bemerkenswerth. Das kann als ausgemachte Thatsache gelten.

Woher kam übrigens der schöne Ritter? Das wußte man nicht mit Bestimmtheit. Das fünfzehnte Jahrhundert war noch nicht so neugierig wie die nachfolgenden Jahrhunderte. Zu einem wackern Degen sprach man niemals: Woher kommst Du? Es gab noch keine königlichen Intendanten um die Quartiere des Adels auszuschnüffeln und der Präsident Hosier mußte erst geboren werden.

Es ist außerdem möglich, daß der Baron von Harmoy nicht besonders gerne irgend Jemand das Recht einer unbefugten Neugierde eingeräumt hätte. Er war Edelmann und mengte sich unter den Hofstaat des Königs von Frankreich. Der Grund seines Aufenthaltes in Avranches, wo er wohnte,

war ohne Zweifel seine andächtige Verehrung für den Erzengel Michael.

Wir sagen, daß er in Avranches wohnte. Er hatte in der That unterhalb des Schlosses ein prachtvolles Hôtel gemiethet und auf's Kostbarste eingerichtet. Allein die Fenster desselben waren für gewöhnlich geschlossen. Der Baron von Harmoy kam und ging. Niemand hätte recht zu sagen gewußt, was er eigentlich darin that.

Wir möchten nicht in Abrede stellen, daß dieses bischen geheimnißvolles Wesen nicht dazu beigetragen habe, ihn in die Mode zu bringen.

Wie dem auch sey, sein Erfolg war ein vollständiger. Alle Männer hielten sich zu ihm; alle Frauen lauerten auf sein Lächeln.

Madame Reine dachte sich, wenn sie diesen vollendeten Ritter ansah:

»Ach! wenn es mein Sohn Aubry doch auch verstände, sich so anmuthig zu benehmen und den Damen zu gefallen!«

Das war übrigens pure mütterliche Eifersucht und obendrein übertriebene Bescheidenheit, denn Messire Aubry mißfiel den Damen ganz und gar nicht.

Gegen fünf Uhr Abends trat in den tausend Spielen, welche die Ebene unter der Terrasse von Dayron belebten, eine Pause ein. Dafür aber strömten die wandernden Küchen aus ihren Rauchfängen gewaltig viel Rauch aus. Wolken eines schwarzen, fetten Dampfes erhoben sich auf allen Seiten. Es war der Augenblick der Erfrischung. Da die auf der Terrasse versammelten schönen Damen keine Fläschchen mit Riechsalz hatten, um den abscheulichen Geruch der Brat-

pfannen zu bekämpfen, der sich in der Luft verbreitete, so sahen sie sich genöthigt, sich auf die Beine zu machen und sich in's Innere der Gemächer zu flüchten.

Man setzte sich im Kreise; das Vesperbrot ward aufgetragen.

Und nun möge der Leser die Güte haben, sich eine oder zwei Seiten von localer Färbung selbst auszufüllen, mit lauter eingemachten oder verzuckerten Früchten, Bäckereien, goldenen Schüsseln mit romantischen Ragouts und Phantasiegetränken, als kaltes Stachelschwein, Dachsgelée, Pfauen braten, Eidechsensauce u. s. w.

Der Baron von Harmoy war allein auf der Terrasse geblieben. Er träumte. Seine halbgeschlossenen Augen senkten ihre Blicke in den fernen Horizont. Unbestimmte Worte erstarben auf seinen Lippen.

»Alle Beide!« murmelte er; »alle Beide!«

Dann flüsterte er noch:

»Bertha ist schöner, Jeannine anziehender; welche ist nun reizender?«

Rings um die Tafel entwickelte sich das Gespräch auf gut Glück und kam immer wieder auf die undurchdringlichen Mysterien der Chauseyinseln zurück. Die Reitertruppe des eisernen Mannes mit ihrem schimmernden Banner und dem nach den Regeln ritterlicher Galanterie so glücklich erfundenen Spruche, beschäftigte alle Geister. Jeder erzählte das, was er von dem Menschenfresser der Inseln wußte. Die widersprechendsten Sagen kreuzten sich.

Der Tag neigte sich. Die Dämmerung, welche hereinbrach, brachte ihre gewöhnliche Wirkung hervor und versetzte jede Brust in eine unbestimmte Beklommenheit. In dem Maße als die Dunkelheit zunahm, rückte der Kreis enger zu-

sammen; die Stimmen wurden dumpfer. Man schauerte bereits, was ebenfalls ein Vergnügen ist.

»Es ist Einer hier,« sagte der Herr von Dayron halblaut, »der besser als irgend Jemand von dem Aufenthalte des Grafen Otto von Beringhen zu erzählen wüßte.«

»Wer denn? wer denn?«

Nur Bertha und Jeannine allein stellten unter den sämmtlichen Damen diese Frage nicht. Sie wußten von wem der Herr von Dayron sprach.

Wie und warum wußten sie es?

Der Herr von Dayron ließ seinen Blick durch das Gemach gleiten. Anstatt Antwort zu geben, sagte er:

»Wo ist denn Messire Olivier?«

Die Damen hatten nicht so lange gewartet, um seine Abwesenheit zu bemerken.

»Kennt etwa Messire Olivier den Grafen Otto?« fragten mehre weibliche Stimmen.

»Man sagt es,« versetzte Dayron.

»Da sagt man die Wahrheit,« sprach eine ernste, sanfte Stimme, welche Bertha von Maurever und Jeannine auf ihren Stühlen erbeben ließ.

Der Baron von Harmoy stand zwischen beiden. Jeder sah ihn von diesem Augenblicke mit einer Art von Schrecken an und tiefes Schweigen herrschte im Saale.

»Man sagt die Wahrheit,« sprach zum zweiten Male Messire Olivier, der dumpf und langsam redete, »ich kenne den Grafen Otto Beringhen.«

Dame Josepha de la Croix-Mauduit bekreuzte sich.

»Ist's möglich!« murmelte man in der Runde.

»Gefällt es Ihnen vielleicht, meine Damen, zu erfahren, wie ich ihn kennen gelernt habe?« fragte der Baron von Harmoy.

»Ja! ja! gewiß!«

Der ganze Kreis zitterte vor Neugier.

»Ich werde es Ihnen also erzählen: es war in einer Nacht des verflossenen Frühlings, ich ritt ganz allein über die Dünen dahin, gebeugt unter der Traurigkeit eines Menschen, der sich zu tief in des Lebens Tiefen versenkt hat, und der nichts mehr hofft, weil er es müde ist, sich noch nach irgend etwas zu sehnen. Ich hörte das Meer in der Ferne brausen; es kam die Flut heran; mein Pferd keuchte und wollte fliehen, ich zerbrach ihm die Zähne mit dem Gebißeisen. — Es stand. Ich erwartete das Meer. Das Meer kam, groß und düster, wie ich es erwartete. Mir kam es so vor, als hätte mein Herz die verlorne Freudigkeit wieder gefunden. Ich fühlte erst, daß ich lebte, als ich dem Tode so nahe war.

»Mein Pferd begann zu schwimmen.

»Ich besah mir den dumpf brausenden Ocean, — der glatt war wie ein Spiegel, — ohne Wogen, ohne Schaum, — und ich dachte an alle die Todten, welche unter diesem unermeßlichen Leichentuche schlafen.

»Man stirbt nur einmal, sagt man; ich bin nicht älter als fünfundzwanzig Jahre und weiß bereits, wie man durch's Wasser, durch's Eisen und durch's Feuer stirbt.

»Ich bin erdolcht worden. Ich bin ertrunken. Ich kam im Feuer um!«

Es entstand eine Pause und man hörte das Geräusch des verhaltenen Athmens.

Zur Rechten und zur Linken hatten sich Jeannine und Bertha von ihm entfernt.

Ohne zu wissen warum, fühlte sich Messire Aubry zu diesem sonderbaren Manne hingezogen. Er sprach bei sich selbst: »Ich werde sein Freund seyn.«

Madame Reine bewunderte ihn. Es ist ein sonderbares Ding, daß diese Bewunderung den gar zu gescheiden Leuten gerade durch die Thorheit abgerungen wird. Sie fühlte ein wenig Schrecken, die gute Dame; aber je weniger sie die Ueberschwenglichkeiten dieses Mysticismus begriff, desto mehr fühlte sie sich von demselben hingerissen.

Gerade die spießbürgerlichen Frauen und guten Haushälterinnen sind diejenigen, welche den überspanntesten Träumern zu ihren Erfolgen verhelfen.

In allen übrigen Theilen des Saales war die Aufmerksamkeit auf's Lebhafteste erregt. In dem düstern, unbestimmten Lichte, welches noch durch die hohen, offenen Fenster eindrang, erschien der Kopf von Messire Olivier noch bleicher und noch schöner.

»Allein ich will jetzt nicht von mir erzählen,« begann er auf's neue. »Die Nacht war ruhig. Die Wolken, welche den Mond bedeckten, dämpften seine Strahlen und machte die Dunkelheit sichtbar. Mein Pferd war erschöpft. Wir befanden uns im Norden vom Berg Tombelène, etwa tausend Schritte weit vom Ufer.

»Mit einem Male — und ich glaube noch zu träumen, wenn ich daran denke — ertönte eine liebliche Musik in dem nächtlichen Schweigen. Frische, sanfte Frauenstimmen gesellten sich zu den gedämpften Klängen der Lauten. Ich, der ich auf's Sterben gefaßt war, fragte mich, ob mein letztes Stündlein etwa vorbeigegangen, ohne daß ich's bemerkt, und

ob ich vielleicht, ohne es zu wissen, die Schwelle jener unbekannten Welt überschritten hätte. Die Wolken jagten am Himmel dahin, das Licht ihrer Silberränder wechselte mit der Dunkelheit.

»Der Mond zeigte sich in einem kleinen See von Azur und ich sah hundert Schritte von mir eine mit Teppichen ausgeschlagene Barke, die wollüstig wie ein Schwan auf dem ruhigen Wasser dahinglitt. Mein Pferd, das keine Kraft mehr hatte, stieß den Dampf aus beiden Nüstern; es überschlug sich, — das Meer ging ihm über den Kopf, dann über den meinigen.

»Ich erwachte in jener Barke, dem letzten Gegenstande, der mir in die Augen gefallen war. Es war die Lustgaleere des Grafen Otto Beringhen, des Herrn der Inseln. Man hatte Fackeln angezündet. Rings um mich grüßte mich jugendliches Lächeln.«

Er fuhr mit der Hand über die Stirne, wo sich seine schwarzen Haare in Locken legten. Seine Stimme vibrirte wie ein Gesang, als er fortfuhr:

»Zwischen riesigen Eichen, den letzten Ueberresten eines vom Meere zerstörten Druidenhaines, erhebt sich ein Palast, weiß wie der Schnee. Das Auge ermüdet, wenn es die unzähligen Säulen zählen soll, welche die Arkaden seiner Bogengänge stützen, und wenn die Mittagssonne, das eifersüchtige Laubwerk durchdringend, auf diesen zweiten Wald von Marmor fällt, dann glaubt man an die Zauberschlösser der Dichter.

»Im Umkreise dieses Palastes befinden sich schattige Verstecke, wo das krystallene Wasser unter einem undurchdringlichen Gewölbe von Buchsbaum dahinrieselt, — einsame Grotten, die an ihren Wänden ein geheimnißvolles

Funkeln zeigen, — lachende Boskets, umkränzt mit Rosen und übersät mit jenen kleinen Himmelsblumen, die statt des Duftes Liebe ausathmen.

»Ihr kennt doch jenen Granitriesen, jenen schwarzen, traurigen, schroffen Felsen, dessen Stirn sich den Matrosen zeigt, wenn sie im Norden von Chausey vorüberfahren. Ich habe den Fuß dieses Felsens gesehen, verloren in blühendem Lorbeer, verdeckt von den goldenen Blüthen des Cytisus; ich habe den Fuß dieses Felsens gesehen, der die Vorüberschiffenden mit seinem finsteren Haupte eben so belügt, wie jene heuchlerischen Greise, die durch ihre weißen Haare Allen Achtung abnöthigen. Ich habe den Fuß jenes Felsens gesehen. Das Moos ist dort dicht, der Tag lau, die Luft balsamisch. Seine Seiten öffnen sich dem Wasserfall, der über den Alabaster des Kieses dahinrauscht, zwischeu Weißnesseln und himmelblauen Schwertlilien. Der Wind weht abwechselnd bald lau, bald frisch, — stets aber blüthenduftgeschwängert, wie der Athem Entas, der Göttin der strahlenden, heiligen Freude!«

»Enta, die göttliche Schönheit!« unterbrach sich der Baron Olivier, indem er bald Bertha, bald Jeannine anblickte, »Enta, die braun ist in der Dämmerung und blond am Tage, wenn die Sonne ihre Haare küßt, Enta, die wollüstige Göttin glücklicher Liebe! Wenn das Licht sich verschleiert, wenn der laue Lufthauch der Sommernächte weht, dann ist des Felsens Fuß ein Altar. Alma, das braune Mädchen von Florenz, Virgen, der Topas von Castilien, Meïda, die Moriskin, Marie, der milde Engel mit den blauen Augen, und andere, hundert andere, die wundervollsten Schönheiten, die Nord und Süd, West und Ost hervorgebracht, Fausta, mit dem Blut des Dogen in den Adern, Hermine,

die einen Fürsten zum Vater hat, die blonde Lilienblüthe, Hayde, deren Stirn von Bronze ist, alle, alle kommen und flehen um einen Blick, betteln um ein Lächeln ihres Herrn, ihres Königs, ihres Gottes, — um einen Blick, um ein Lächeln der Grafen Otto Beringhen!«

Messire Olivier schöpfte Athem. In dem Nachtdunkel, das jetzt völlig hereingebrochen war, glaubten Einige die Sterne seiner Augen seltsam funkeln zu sehen. Man rückte näher. Die Mütter hatten gewünscht, daß die Erzählung lieber gar nicht begonnen hätte. Viele hörten zu und vermeinten ein Feenmärchen zu hören.

»Da hat man's!« sagte endlich Dame Josepha de la Croix-Mauduit; — »dieser Graf Otto ist also kein Christ, da er ein Serail hat, wie der ungläubige Türke?«

»Nein,« entgegnete der Baron ohne Zaudern, »er ist kein Christ.«

»Nun also,« entgegnete die alte Witwe, »warum bleibt in diesem Falle der Degen unserer Ritter in der Scheide?«

»Weil die Ritter Furcht haben,« antwortete Messire Olivier.

Es entstand ein lang anhaltendes Murren in der Dunkelheit. Und dennoch wagte es nicht eine Stimme sich zu erheben, um Messire Olivier zuzurufen, daß er gelogen habe. Man wußte es zu gut, daß der eiserne Mann ein Schützling des Satans war.

»Und,« fragte die Witwe ein wenig zögernd, »ist der Heide ein schöner Cavalier?«

»Die hundert Frauen, welche als Sclavinnen seiner Laune um einen Blick seines Auges buhlen, sagen, daß noch nie ein Mann seine sterbliche Stirne so hoch erhoben habe,« erwiederte der Baron von Harmoy. »Was mich anbelangt,

so habe ich sein Antlitz niemals gesehen. Um dasselbe zu sehen, muß man ein Weib und schön seyn. Sein glänzender Helm fällt nur vor den Bitten einer Dame. Wer weiß ob nicht von heute an über wenig Tage irgend ein edles Fräulein aus dem Normanenlande oder aus der Bretagne ein besseres Porträt von dem Grafen Otto Beringhen zu entwerfen vermag, als ich, wenn sie von den Inseln heimkehrt!«

Diesmal erhob sich eine Stimme, um zu widersprechen, eine sanfte Stimme, die nicht zitterte.

»Die edlen Fräulein aus dem Lande Bretagne,« sprach Bertha mit so viel Ruhe, daß Messire Olivier sich vor Aerger in die Lippen biß, »kommen von so weit nicht mehr heim. Sie wissen unterwegs zu sterben, Messire!«

Madame Reine sprang auf und umarmte Bertha. Aubry rührte sich nicht und zwar aus zwei Gründen. Erstens war es nicht Jeannine, die gesprochen hatte; sodann war Aubry achtzehn Jahre alt; dies ist das Alter des Uebermuthes, das Alter, wo das Gewissen nicht klar sieht und sich unaufhörlich irrt. Mit achtzehn Jahren sind die Besten des Teufels. Das Böse glänzt für achtzehnjährige Augen wie jene Spiegel, mit welchen man die Lerchen fängt. Aubry zählte achtzehn Jahre. Und Aubry ergriff die Partei des Ogers gegen die Ritter und Edelfräulein.

Das ist die Krankheit der Jugend, die Schwäche des Blutes, deren bitteres Heilmittel die Jahre sind. Die Menschen wie die Nationen haben diese Periode der Aufreizung, die sie instinctmäßig dazu treibt, das Böse zu thun. Im Grund war Messire Aubry nichtsdestoweniger ein ganz ehrenwerther junger Mann, der später einen ganz würdigen Edelmann abgeben sollte.

Messire Aubry wendete sich gegen die Seite, wo Bertha saß, und verneigte sich anmuthig, ohne zu antworten.

»Vielleicht,« fuhr er fort, »ist's jetzt gefällig zu hören, wie die Barden von Chausey die Geschichte des Grafen Otto Beringhen erzählen.«

IX.

Die Tochter des Teufels.

»Der Vater des Grafen Otto,« fuhr Messire Olivier fort, »war der Markgraf Schwarz, der wegen dem Verbrechen der Zauberei gegenüber dem Hauptthore des Doms zu Cöln auf dem Scheiterhaufen verbrannt ward. Der Graf Otto war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als er bereits die drei Richter erdolchte, welche seinen Vater zum Tode verurtheilt hatten. Der erste, Carl Spurzheim, welcher Rechts-Anwalt des Fürstbischofs war, wurde auf den Stufen der Kathedrale von Lüttich ermordet; der zweite, der Canonicus Schwarz, fiel auf dem Calvarienberge zu Mannheim; der dritte, der Erzpriester Heinrich in Heilbronn, wurde am Fuße des Altars umgebracht.«

»Schändlich! abscheulich!« rief man leise im Saale.

Allein man hörte zu.

Der Baron Olivier sprach mit langsamer Stimme, kalt und bedächtig.

»Meine edlen Damen,« unterbrach er sich selbst, »ich gebe nur das zum Besten, was die Troubadours auf den Inseln singen, nicht mehr, noch weniger. Ihre Verse sind harmonisch und ihre Harfen wohlklingend. Die Stadt Helion,

die geheimnißvolle Stadt, welche den Gesetzen des eisernen Mannes gehorcht, will keine andere Geschichte hören. — Als der Graf Otto die drei Richter seines Vaters ermordet hatte, schickte er den Absagebrief der Gerichteten an den römisch-deutschen Kaiser und flüchtete sich mit seinen Gefährten in den Harz. Auf dem Harz lebte ein junges Mädchen, Namens Heline; sie war schön und der Graf nahm sie im Angesichte aller seiner Ritter zum Weibe. In der Hochzeitsnacht schlief Heline in den Armen des eisernen Mannes ein und erwachte nicht mehr. Die Barden der Insel nennen sie die Selige. In der folgenden Nacht setzte der Graf Otto den Helm auf's Haupt und ritt ganz allein aus seinem Schlupfwinkel fort. Er zählte noch nicht ganz sechzehn Jahre.

»Zwischen den beiden höchsten Bergen des Harzes, dem Hund und der Ziege, zieht sich jener sagenreiche Abgrund hin, welchen die Köhler den Teufelsgau nennen.

»Der Graf Otto kam dahin um Mitternacht, mit einer Phiole und einem Buch. Er hatte sein Schwert in den letzten Baum des Forstes gestoßen. Er öffnete sein Buch, — ein blutiger Schleier verbarg den Mond.

»Von der Flüssigkeit, die in der Phiole enthalten war, schüttete er drei Tropfen auf den Boden. Die Erde erbebte.

»Der Markgraf Cornelius sprengte an ihm vorüber auf einem schwarzen Rosse, dessen Mähnen Funken stoben.

»Seyd mir gegrüßt, mein Herr und Vater!« rief der Graf. »Ihr seyd gerächt!«

»Dann setzte er hinzu:

»Mein hoher Herr, ich bitte Euch, — gibt es ein Paradies und eine Hölle?«

»Der Markgraf war bereits ferne; gleichwohl hörte ihn der Graf Otto, wie er antwortete:

»Es gibt eine Hölle!«

»Dann ist's gut,« sprach der Graf, »dann gibt es auch einen Satan und ich will ihn sehen.«

»Er rief in der tiefdunklen, schweigenden Nacht den Satan zu dreien Malen. Die Gräber auf dem Kirchhof von Arau, das am Abhange des Berges liegt, stießen ein Aechzen aus. Der Wind bog die Wipfel der Bäume und aus den zerrissenen Wolken grollte der Donner. — Aber der Satan kam nicht.

»Der Graf sprach: »Der Satan fürchtet sich vor mir.«

»Er riß die Seiten aus seinem Buche und trat sie mit Füßen; er zerschmetterte die Phiole an einer Felsenwand und griff wieder zu seinem Degen. In diesem Augenblicke erschien der bleiche Mond im Blau des Himmels. Der Graf Otto sah unter dem letzten Baum im Forst ein eingeschlafenes Weib. Sie war bleich und so schön, daß der Graf Otto fühlte, wie seine Knie sich beugten.

»Satan hat mir nicht geantwortet,« dachte er, »wie wäre es, wenn ich mit Gott redete?«

»Es befindet sich im Harz eine geweihte Grotte, wo die Gebeine des heiligen Günther ruhen. Ein Einsiedler fastete und betete in jener Grotte, mit dem Stricke um die Lenden, mit dem Kreuze auf der Brust. Er hieß Rudolph der Fromme und wirkte Wunder. Der Graf Otto schwang sich in den Sattel und wendete den Kopf seines Pferdes gegen die Grotte des Einsiedlers.

»Nun muß man aber wissen: Satan hat auch eine Tochter. Wenn Satan abwesend ist und auf die Beschwörung der Sterblichen nicht antworten kann, so kommt seine Tochter anstatt seiner. Satan war gerade wo anders, jenseits des Rheins; er führte den Vorsitz bei einer geheimen Versamm=

lung der Fehmrichter und schliff die Spitze des Dolches, welcher den ruhmreichen Herzog Carl den Kühnen tödten sollte.

»Es war also die Tochter Satans, die sich unter dem letzten Baum im Forst gelagert hatte. Sie hörte es vielleicht, daß der Graf den Namen Gottes in seinem Herzen ausgesprochen hatte. Mit einem Sprunge stellte sie sich vor das Pferd, warf einen Kranz von Rosen um des Grafen Hals und zog ihn weit weg von der Einsiedelei.

Rudolph der Fromme läutete seine Glocke, er fühlte, daß in der Umgebung eine Seele in Gefahr war. Allein die Tochter Satans schwang sich auf die Croupe und begann zu singen. Otto hörte den Schall der Glocke nicht mehr. Die Tochter des Satans gab ihm eine Nadel von einem rothen Metall, das hundertmal kostbarer ist als das reinste Gold. Dann führte sie ihn auf den tiefsten Grund des Teufelsgaues, auf eine Stelle, wo weder Baum noch Strauch, wo kein Moos und kein Grashalm wächst. Die Spitzen der beiden Berge Hund und Ziege überragen den Ort und neigen sich von beiden Seiten gegen einander, so daß nur ein schmaler Streif des Himmels sichtbar bleibt. Dort gähnt ein rundes Loch, in Form eines Brunnens, unter einem Felsen, der vom glühenden Athem der Verdammten geschwärzt ist, — denn jenes Loch ist die Pforte der Hölle.

»Siehst Du das Loch, Herr Graf?« fragte die Tochter Satans.

»Es war so finster, daß der Graf Otto nicht einmal seine Füße sah. Die Tochter Satans streckte ihre rechte Hand gegen den Hund, ihre linke gegen die Ziege aus. Die Gipfel der beiden Berge begannen zu leuchten, wie zwei Riesenfackeln.

»Nun sehe ich das Loch,« sagte Graf Otto mit aller Ruhe.

»Er hatte keine Furcht. Die Tochter der Hölle fuhr fort:

»Wenn Du den Satan sehen willst, so gib Dir keine Mühe mit Beschwörungen und derlei Alfanzereien. Steche in die Hauptader deines linken Armes mit der rothen Nadel, die ich Dir gegeben habe und lasse einen Tropfen deines Blutes in dieses Loch fallen. Dabei rufe das Wort: Airam!« *).

»Airam!« wiederholte Graf Otto, um das Wort seinem Gedächtnisse einzuprägen.

»Die beiden Bergspitzen erloschen und rauchten wie zwei Späne grünen Holzes, das zu brennen aufgehört hat. In der wieder zurückgekehrten Nacht fühlte Otto einen Feuerkuß auf seinen Lippen.

»Am nächsten Tage schlug der Graf Otto, sobald die Dämmerung hereinbrach, wieder den Weg zum Teufelsgau ein. Der Mond war hinter großen schwarzen Wolken versteckt. Der Graf hatte Mühe das Loch wieder zu finden, welches der Eingang znr Hölle ist. Als er es gefunden hatte, legte er sein Ohr an die Erde und da hörte er ganz deutlich das Getöse des ewigen Rundtanzes, welchen die Verdammten um Satans Thron tanzen. Er stach sich in die Hauptader des linken Armes. Ein Tropfen seines Blutes fiel in den Abgrund, aus dem sich ein qualmender Dampf erhob. Der Graf athmete diesen Broden ein und ward davon wie betrunken.

»Nichtsdestoweniger rief er: »Airam!«

*) Es ist dies der umgekehrte Name der Jungfrau: Maria-Airam. Dieses cabalistische Anagramm wurde in Deutschland für das unwiderstehlichste aller Beschwörungsmittel angesehen.

Anmerk. des Verf.

»Bei diesem Worte erscholl ober seinem Haupte ein furchtbares Lachen. Der Graf Otto hob die Augen empor. Er sah an dem Himmel, der plötzlich roth wie Glut geworden war, einen kolossalen Schatten, der sich schwarz von der Glut abzeichnete. Der Riese stand aufrecht. Sein rechter Fuß stützte sich auf den Gipfel des Hundsberges, sein linker Fuß auf den Gipfel der Ziege, so daß sich der Teufelsgau zwischen seinen ausgespreiteten Füßen befand.

»Bist Du der Satan?« fragte der Graf Otto.

»Der Riese erwiederte:

»Ich bin der Satan.«

»Die Stimme ließ die beiden Berge in ihren Grundfesten erzittern. Aber der Graf Otto zitterte nicht. Der Fürst des Bösen fragte ihn:

»Was willst Du?«

»Ich will,« entgegnete der Graf, »daß Du mir die Stelle zeigst, wo alles Gold der Erde beisammen ist.«

»Satan krümmte seinen mächtigen Rücken. Seine mächtige Hand erfaßte den Grafen Otto am Gürtel und hob ihn hoch in die Luft empor; dann breitete er seine gewaltigen Fittige aus, welche die Luft mit dem Getöse des Donners schlugen. Sein Flug ging schneller als der Gedanke, ließ den Harz hinter sich, nahm seine Richtung nach Süd-Osten, überflog Böhmen, die Karpathen, die weiß von Schnee glänzten, Ungarn und das Land der Ungläubigen. Das schwarze Meer lag unter ihren Füßen. Aus der Wolke, in der Satan sich befand, ließ er sich in die Fluten hinabfallen, die sich aufthaten, als ob ein Berg hineingestürzt wäre.

»Auf dem tiefsten Grunde des schwarzen Meeres befindet sich ein unermeßliches Gewölbe. Dieses Gewölbe zieht sich in Schlangenwindungen, geheimnißvoll und ins Unendliche ge-

hend, bis zu dem Feuersee hinab, welcher der Kern der Erde und zugleich die Hölle ist. Das Wasser dieses See's ist flüssiges, geschmolzenes Gold. Durch schmale Canäle steigt dies Gold empor und verästet sich hie und da bis zur äußeren Erdrinde hinauf. Dies sind die Minen.

»Die Hölle ist von Gold.

»Und alles Gold kommt aus der Hölle.

»Satan setzte den Grafen Otto auf das glühende Ufer des Sees nieder und sprach zu ihm:

»Bist Du zufrieden?«

»Die Augen des Grafen zuckten geblendet. Gleichwohl entgegnete er:

»Nein, ich bin nicht zufrieden.«

»Warum?« fragte der Vater des Uebels.

»Weil nicht genug Gold da ist.«

»Satan sah den Grafen mit Bewunderung an.

»Meine Tochter hat mir wohl gesagt, daß Du allein so viel werth seyest, wie dreizehn Verdammte aus der Hölle!« rief er aus; »dieser See ist doch weit genug.«

»Er hat Grenzen.«

»Alles hat Grenzen.«

»Mein Verlangen hat keine!«

»Satan klatschte in die Hände. Dann fragte er noch einmal den Grafen Otto:

»Was willst Du?«

»Alles hat seine Grenzen,« antwortete der Graf, »ausgenommen die Leidenschaft des Menschen. Ich will, daß meine Leidenschaft das Maß meines Reichthums sey.«

»Also willst Du selbst Gold machen?«

»Ich will es.«

»Satan sann lange Zeit nach.

»Ich habe meiner Tochter versprochen, Alles zu thun, was Du verlangen wirst,« sagte er endlich; »allein ich bin gezwungen, selbst zu bekennen: Es gibt nur Einen Schöpfer!«

»Dann bringe mich nach dem Teufelsgau zurück,« erwiederte der Graf, »damit ich hingehe und mich zu den Füßen des Altars niederwerfe, wo man diesen Schöpfer anbetet. Wenn Er Alles ist, so bist Du nichts!«

»Satan sann ein zweites Mal nach und zwar noch länger.

»Höre mich an,« begann er endlich, wie gegen seinen Willen, »man macht Gold, mit Blut!«

»Messire Olivier wischte einige Schweißtropfen ab, die an seiner Stirne perlten, und fuhr fort:

»Satan sprach abermals zum Grafen Otto:

»Weit, weit von hier, gegen Westen, an den Küsten der Bretagne, liegt eine todte Stadt, welche Helion heißt. In den Ruinen dieser Stadt lebt ein Greis, der bereits zweimal hundert Jahre alt geworden. Er besitzt das Geheimniß der erhabenen Wissenschaft. Zwei Sterbliche dürfen nicht auf einmal das Geheimniß kennen. Dies ist das Gesetz. Geh hin, nimm' ihm sein Geheimniß und Du wirst mein Herr seyn.«

»Um ihm sein Geheimniß zu nehmen,« fragte der Graf, »muß er wohl sterben?«

»Er muß sterben!« antwortete Satan.

»Der Graf Otto zog über den Rhein, reiste durch Frankreich und kam ins Land Bretagne. Er suchte die Todtenstadt, welche Helion heißen sollte. Niemand wußte ihm zu sagen, wo sie lag. Er besuchte Bellisle und das kleine Meer (Mor-Bihan), Quiberon, Croix, Glenan, die furchtbare Spitze von Penmarch, Sen-la-Payenne, den sogenannten Schna-

bel von Raz, wo das gepeitschte wüthende Meer seinen Schaum bis gegen den Himmel schleudert, — Quessan, die Königin der Stürme, die Inseln Baz und St. Paul, die Sieben-Inseln, Brehat, Frehel, St. Malo, den gewaltigen Fels, Cancale, das anmuthige Städtlein, das lachend auf den großen Friedhof der Dünen blickt. Nirgend fand er Helion, die Stadt der Todten.

»Einstens in der Nacht bedeckte hinter dem St. Michelsberge der Nebel das anschwellende Meer. Otto sprang in eine Barke und ruderte ins Weite hinaus. Als der Nebel sich hob, erblickte er in der Ferne ein Licht auf dem Meere. Otto wendete den Schnabel seines Schiffleins gegen dieses Licht. Auf der größten der Chausey-Inseln stieg er ans Land. Er sah hundertjährige Bäume, mit Moos bedeckte Felsen und öde Sandufer; allenthalben herrschte Einsamkeit und Schweigen. Als er sich eben fragte, woher jenes Licht gekommen seyn konnte, schlug eine unsichtbare Uhr die zwölf Schläge der Mitternacht.

»Airam! Airam!« rief der Graf, mit dem Fuße auf die Erde stampfend.

»Ein Greis mit langem, weißen Barte stand vor ihm. Und der Graf sah in diesem Augenblicke zwischen den hohen Bäumen deutlich die zertrümmerten Bogengänge und die hohen Säulen von Granit, welche den Sonnentempel in der Stadt Helion umgaben, zur Zeit, als Helion noch eine lebende Stadt war.

»Der Greis sagte zum Grafen Otto:

»Ich erwartete Dich. Mein Grab ist unter dem Weidenbaume Bels gegraben. Tödte mich, mein Sohn. Mein letzter Seufzer wird Dir mein Geheimniß künden.«

Der Greis schlug sein Linnengewand auseinander, um

die Stelle seines Herzens zu zeigen. Der Graf Otto zog sein Schwert —«

Hier schwieg Messire Olivier, denn die Saalthüren öffneten sich und die Diener von Dayron traten ein und brachten Fackeln. Das Licht der Fackeln fiel auf den athemlosen, tief erschütterten Kreis der Zuhörer, die, Männer und Frauen, ihr lauschendes Haupt dorthin neigten, wo Neugierde und Abscheu mit einander kämpfen.

Messire Olivier ganz allein war ruhig. Sein schönes, stolzes, bleiches Antlitz beherrschte die Versammlung. Ringsum ließ er seinen kalten, lächelnden Blick gleiten und vollendete dann seinen begonnenen Satz:

»Der Graf Otto zog sein Schwert und stieß es dem Greise in die Brust!«

X.

Messire Olivier.

Ein langanhaltendes Murmeln begleitete diesen unerwarteten Schluß. Messire Olivier, Baron von Harmoy, behielt sein theilnahmloses Lächeln bei.

In unsern Tagen wäre eine ähnliche Geschichte wie die des Messire Olivier ein Märchen, bei dem man stehend einschlafen, oder eine Legende, über die man spöttische Witze reißen würde. Allein im Jahre 1469 war es eine Erzählung voll Aufregung und glaubwürdiger Thatsächlichkeit. Man darf allerdings nicht vergessen, daß der geheimnißvolle, fürchterliche Held dieser Legende, der Graf Otto Beringhen, der eiserne Mann, nur einige Meilen von Pontorson lebte. Man darf ferner nicht vergessen, daß das ganze Land bei der bloßen Nennung seines Namens zitterte. Vor Allem aber

darf man nicht vergessen, daß die Mütter in Trauer lebten, seit seine Söldner als Besatzung auf den Chausey-Inseln hausten.

Das was die Erzählung des Messire Olivier Phantastisches haben mochte, verschwand vor der Wirklichkeit der Sache. Es war nur das Echo von den Schrecknissen, die jeder Tag brachte. Die Zeit und die Orte vereinigten sich, um den hervorgebrachten Eindruck zu erhöhen: die Zeit war ja die gegenwärtige Stunde, — der Ort, das Land selbst. Hatte man nicht soeben noch auf der Ebene das gefürchtete Banner des Grafen Otto im Winde wehen, in der Sonne blitzen gesehen? — Eine andere Ursache der Aufregung — und gewiß nicht die geringste — mußte der Person des Erzählers selbst zugeschrieben werden. Niemand wußte, wie wir bereits erwähnt, mit Bestimmtheit zu sagen, wer Messire Olivier war. Und doch bekümmerten sich viele um das Geheimniß seines Lebens. Während er seine Erzählung zum Besten gab, deren bizarre Poesie zugleich Furcht und Vergnügen einflößte, waren alle Blicke auf ihn gerichtet. Vor dem Eintritt der Diener, welche die Lichter brachten, während der Zeit, wo das Dunkel im Salon immer zunahm, verlieh ihm die Phantasie eines Jeden ein anderes, eigenthümliches Gesicht. Auf diese Weise durch die Einbildungskraft seiner Zuhörer umgestaltet, nahm Olivier, dessen wohlklingende Stimme zitternd durch das Dunkel tönte, insbesondere für die Weiber, beinahe übernatürliche Formen an.

Als er geendet, hatte man gehört, wie Zähne aneinanderschugen und schwere Seufzer aus mancher beklemmten Brust sich Luft machten. — Woher kam er, dieser Mann mit der hinreißenden Sprache, der mit dem Worte spielte, wie die provençalischen Virtuosen auf der Laute oder auf der

dreisaitigen Geige? Und war er nicht vielleicht selbst ein Schauspieler in diesem geheimnißvollen Drama?

Der eiserne Mann hatte ihn, als er dem Tode nahe war, in seine Lustgaleere aufgenommen. Seine eigenen Abenteuer in der unbekannten Stadt Helion hatte er nicht erzählt.

Sie existirte aber diese Stadt der Phantome, eine Stunde Weges von der Küste von Avranches, die mit zahllosen Barken bedeckt war. Und niemals war eine von diesen Barken in ihren Hafen eingelaufen! Geheimniß über Geheimniß!

Kein Zweifel blieb: Jenes übermenschliche Wesen, welches dem Satan das große Geheimniß entrissen, umhüllte mit einem cabalistischen Schleier die schreckenerregenden Mysterien seines Aufenthaltes; man schiffte an Helion vorüber, ohne es zu sehen.

Bei einigen der Gäste im Saale von Dayron tauchte auch eine Idee auf, eine von jenen Ideen, die man vergebens zurückweist und die sich immer hartnäckiger aufdrängen:

»Wenn der Erzähler selbst, wenn dieser Olivier, Baron von Harmoy, derjenige wäre —?«

Und manche Brust schauderte unter der Seide des Mieders, ja selbst unter dem spiegelnden Panzer der Paraderüstungen. Allerdings war das ein höllenartiges Kleeblatt: der eiserne Mann, der Menschenfresser von den Inseln und dieser bleiche junge Mann, dessen schwarze Haare sich um eine Alabasterstirn lockten.

Der Baron Olivier war so bleich! — Die Federn des Raben waren nicht so dunkel wie seine Haare!

Von dem Momente an, wo Bertha von Maurever, das hochherzige Mädchen, ihre Stimme erhoben hatte, um

die Ehre der bretonischen Jungfrauen zu vertheidigen, hatte ihn Madame Reine nicht aus den Augen gelassen. So lange die hohen Fenster des Saales dem zweifelhaften Lichte der Dämmerung einen Durchgang gestatteten, bemerkte Madame Reine, daß das glühende Auge von Messire Olivier starr und unabläßig auf Bertha gerichtet war. War dies Groll? War es Liebe? In dem Halbdunkel, welches von Minute zu Minute dichter ward, kam es der schönen Gebieterin von Roz so vor, als hätte sie Bertha zwei- dreimal erbeben gesehen. Bei den letzten Worten Messire Oliviers legte Bertha die Hand an ihre Stirn und ihr Haupt sank auf ihre Brust. Madame Reine war eine zu erfahrene Frau, um nicht zu wissen, daß die Schlange das arme dem Tod geweihte Vöglein schon aus der Ferne mit dem Blicke bannt. Die Prosa des Lebens, welche ihr Steckenpferd war, vermochte sie nicht völlig gegen den Eindruck des Wunderbaren zu schützen, das man in jener gläubigen Epoche mit der Luft einathmete. Sie schauderte, wenn sie dachte, daß sich in diesem Augenblicke Bertha's Schicksal entschieden haben könnte. Ihr Blick wendete sich unwillkürlich gegen den Bezauberer.

Die Fackelträger schritten an Messire Olivier vorüber. Madame Reine sah ihn lächeln. Der Blitz seines Auges zielte nicht auf Bertha, oder besser gesagt, er glitt über die gesenkte Stirne Bertha's hinweg und zuckte flammend nach Jeannine hin, die erröthete und die Augen niederschlug.

Allerdings stand Messire Aubry nicht weit von Jeannine und vor dem Erscheinen der Fackeln mußte er noch näher bei ihr gewesen seyn. Dies war zum mindesten die Ansicht von Madame Reine.

Madame Reine errieth, daß Jeannine nicht wegen Messire Olivier die Augen niederschlug und erröthete. Ge-

wiß wünschte sie der Tochter des wackern Waffenmeisters nichts Böses, aber sie fragte sich, warum das Zauberauge auf Bertha ruhte, und nicht lieber auf der kleinen Jeannine. Der Fall einer Vasallin ist keine Sache von Bedeutung. Wenn das Zauberauge sich von Bertha auf Jeannine gewendet hätte, so würde es die Pläne von Madame Reine sehr zweckdienlich gefördert haben!

Es geschah aber, was immer zu geschehen pflegt, das Licht der Fackeln ließ einen guten Theil der Gespenster verschwinden, die sich im Finstern geltend gemacht hatten; die Haltung und die Gesichter der Zuhörer kamen wieder in ihre vorige Verfassung. Die Muthigsten fühlten sich sogar versucht, die ganze Geschichte ins Gebiet des Spaßes hinüber zu ziehen, — mit dem Vorbehalt, wieder eine Gänsehaut zu bekommen, wenn sie diese Nacht die Lampe ihrer Schlafkammer auslöschen würden.

»Gott sey Dank!« rief der Sire von Landal. »Na, das nenn' ich eine herrliche That von diesem Grafen Otto, — einen zweihundertjährigen Greis umzubringen!«

»Für einen Ritter,« entgegnete Olivier, ohne den Sprecher anzusehen, »ist eine kahle Stirne und ein weißer Bart eine furchtbare Rüstung, Messire. Der Graf Otto war stolzer auf diesen Stoß als auf all' seine andern Waffenthaten.«

Während er sprach hatten seine schwarzen Augen einen Ausdruck des Triumphes, die bleiche Stirne Bertha's erhob sich nicht.

»Theure Mutter,« flüsterte sie, sich an Madame Reine wendend, »einen Tropfen Wasser, ich bitte. Ich fühle mich einer Ohnmacht nahe.«

Jeannine hörte es; sie stürzte hinzu, um sie zu unterstützen. Madame Reine stieß sie zurück.

Messire Olivier lächelte wieder seltsam, als er die beiden Mädchen so nahe neben einander sah, daß sich die blonden und braunen Locken ihres bewunderungswürdigen Haares vermengten.

»Alle Beide!« murmelte er zum zweiten Male.

Bertha schloß die Augen.

»Wozu frommen derlei überspannte Erzählungen,« rief Madame Reine im Zorn, »als um das schwache Gemüth der Kinder zu ängstigen. Seht nur, Fräulein von Maurever ist ohnmächtig!«

Aubry war eifersüchtig auf diesen Olivier, gewaltig eifersüchtig! — Er hätte auch gern Veranlassung gegeben, daß Damen in Ohnmacht fielen! Mit achtzehn Jahren hat man zwei Hauptrichtungen des Ehrgeizes: man will Staunen und Schrecken erregen. Um Staunen und Schrecken zu erregen macht sich der Jüngling schlechter, als er ist. Aber wen will er denn in Staunen setzen? Mein Gott! — Seine Mutter, seine Schwestern, seine Base, die alten Jungfern, die gegenüber wohnen. Und wen will er erschrecken? Gleichviel wen! die alten Jungfern gegenüber, die unbekannten Vorübergehenden, das Stubenmädchen; jeder ist ihm recht, der in Schrecken oder Staunen geräth. Das ist sein Erfolg!

»Weiter! weiter!« rief man von allen Seiten. »Das Ende der Geschichte!«

»Was that der Graf Otto mit dem zweihundert Jahre alten Greis?«

»Erweckte er die Stadt der Todten wieder zum Leben?«

Diese Fragen kreuzten sich. Messire Olivier verharrte im Schweigen. Er schien in tiefe Träume versunken. Die

Damen, die sich eifrig mit Bertha beschäftigten, verbargen seinem Blicke die beiden Mädchen.

»Sie schlägt die Augen auf!« rief Madame Reine.

Messire Olivier benützte diesen Moment, um sich zu entschuldigen.

»Ich habe, ohne es zu wollen, ein edles Fräulein erschreckt,« sagte er; »habt die Güte mich zu entschuldigen, Ihr Herren, ich werde nicht weiter erzählen.«

»Erzählt nur weiter,« sagte eine schwache Stimme aus dem Mittelpunkte der von den Damen gebildeten Gruppe; »ich will Alles erfahren.«

Olivier verbeugte sich würdevoll.

»Das ist ein Befehl,« murmelte er; »was wünscht Bertha von Maurever zu wissen?«

»Ob er Gold machte?« sagte die Jungfrau fast gegen ihren Willen.

»Er machte Gold,« entgegnete Olivier.

»Mit Blut?« fragte Bertha abermals, aber mit so leiser Stimme, daß man sie kaum verstehen konnte.

Madame Reine sah sie unruhig und betrübt an.

»Mit Blut!« antwortete Messire Olivier langsam.

Die Neugierde war lebhafter erregt denn zuvor. Die Damen hatten ihre Plätze wieder eingenommen. Olivier allein blieb mitten in dem Kreise stehen. Eine Girandole, die über seinem Haupte hing, beleuchtete sein Antlitz vollständig. Gewisse Gesichter bedürfen, um schön und poetisch zu bleiben, ein eigenthümliches Helldunkel. Das Licht verlieh den Zügen von Messire Olivier eine gewisse Hoheit und ließ den gebieterischen Adel seiner Haltung noch glänzender hervortreten. Beim hellen Tageslicht, wie im Halbdunkel der Dämmerung, war dieser bleiche, junge Mann stets Herr und König. Es waren

doch wackere Lanzen zugegen, Mannen, die durch das Schwert berühmt geworden, tapfere und schöne Ritter, aber man sah sie nicht; ein Strahlenkreis breitete sich rings um Olivier, Baron von Harmoy, und blendete die Augen aller Frauen.

Aubry betrachtete ihn mit ehrfurchtsvollem Neide. Die armen Mütter sind ein bischen wie ihre Söhne. Madame Reine haßte instinctmäßig diesen Mann und dennoch dachte sie: »Mein Aubry könnte, wenn er nur wollte, den Kopf eben so stolz tragen und mit einer eben solchen die Herzen gewinnenden Stimme sprechen!« Sie würde mit Freuden den verhaßten Baron angesprochen haben, er möchte ihrem vergötterten Sohne Unterricht geben. Die heilige und gesegnete Leidenschaft der Mutter für ihr Kind ist eben nicht klüger, als jede andere Leidenschaft.

»Und was that er weiter mit seinem Golde?« fragten die unersättlichen Neugierigen.

»Helion lebt und athmet wieder,« antwortete Messire Olivier; »diejenigen, welche Lust haben, sich davon zu überzeugen, brauchen nur übers Meer zu schiffen.«

»Baron!« rief der Herr von Dayron, »Ihr habt uns die Geschichte des eisernen Mannes versprochen!«

»Habe ich sie nicht bereits erzählt? Oder ist's nicht genug? Was kann ich Euch noch mittheilen? Das Gold herrscht und gebietet hienieden. Der Graf Otto macht Gold. Unter dem geschlossenen Helm seiner Ritter gibt es Gesichter, die am Hofe von Frankreich und am Hofe von England wohl bekannt sind, denn er macht Gold. — Er macht Gold und in diesem kalten, traurigen Klima blühen die Orangenbäume auf seinen Befehl; gehorchend zerstreut die Sonne den Nebel, um seine Reben zu vergolden; er hat Gebüsche von Myrthen und Wäldchen von Rosen-Lorbeerbäumen.

Mit einem Winke seiner Hand läßt er aus der Erde jene gewaltigen Bogengänge von Jaspis, jene Hallen von Alabaster, jene Säulenreihen von blauem Porphyr hervorspringen, welche sich mit dem Azurblau des Himmels zu mengen scheinen; denn er macht Gold. — Er ist der Herr der Männer, Ihr Herren, durch das Gold, und durch das Gold, edle Dame, ist er auch der König der Herzen. Das Gold ist einer der sieben Namen Gottes. Sagt, was die Welt werth ist, und der Graf Otto wird sie kaufen. In den einunddreißig Tagen des Augustmonats hat die Kathedrale von Helion sich erhoben, — den Grafen Otto wandelte die Laune an eine Kathedrale zu haben, — und seine Kathedrale ist länger, breiter, höher, schöner, fester, frömmer und reicher, als die Sophienkirche zu Constantinopel und Notre-Dame von Paris, als die heiligen Kreuz-Kirche von Orleans und St. Martin von Tours, als der Dom von Rheims und als die Basilika von Coutances, stolzer als der Dom von Chartres, der mit seiner Zackenspitze in die Wolken dringt, fester als der Dom von Straßburg, kühner als der von Cöln. Man hat dreihundert Jahre gebraucht, um die Basilika in Byzanz zu bauen, welche die Ungläubigen jetzt in eine Moschee verwandelt haben, zwei und ein halbes Jahrhundert baute man an der Kathedrale von Paris. Hundert und fünfzig Jahre hauen die Steinmetze bereits an den Steinen zur Kirche von Dol, die noch immer nicht vollendet ist, — aber der Graf Otto macht Gold! Wenn er in seiner Kathedrale beten will, setzt ein Erzbischof die Mitra auf's Haupt und nimmt das Kreuz zur Hand.«

»Kirchenschändung!« rief Madame Reine.

»Das mag der Erzbischof mit Gott ausmachen,« erwiederte Messire Olivier, »der Erzbischof mit seinem Suffra-

ganbischofe, seinen Canonikern und Diaconen, — denn all das hat der Graf Otto — der Graf Otto macht Gold. Der Magnet zieht das Eisen an, das Gold die Seelen. Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer liegen zu den Füßen des Grafen Otto, welcher Gold macht. Helion, welches das Meer umgibt, wie ein enganliegender Gürtel, Helion ist größer als ganz Frankreich, denn Helion enthält den Grafen Otto, der so groß ist wie die ganze Welt. Wenn er will, wird sein Ruhm so lange leben, wie der letzte Mensch, denn die Dichter machen den Ruhm, Otto macht Gold, und das Gold erkauft die Dichter. Otto verachtet den Ruhm und die Dichter, — er achtet nur das Gold, welches allein göttliche Verehrung verdient. Wißt Ihr jetzt genug? Was besitzt Ludwig von Frankreich, der große König? — Soldaten, Priester, Dichter; — das Alles hat der Graf Otto auch! Und wenn er will, wird der Graf Otto die Dichter, Soldaten und Priester des Königs Ludwig dazu bekommen, und obendrein den König Ludwig selbst. Murrt nicht, edle Herren, es macht mir kein Vergnügen, Euch zu beleidigen. Ihr habt mich heute zu eurem Troubadour gemacht und ich singe Euch mein Lied. Der König von England und der römische Kaiser haben nicht mehr als der König von Frankreich; ich rede gar nicht von den kleinen Herzogen von Burgund und von der Bretagne und Anderen. Es bleibt demnach nur der ungläubige Sultan, der Anhänger Mahomeds, der mehr besitzt als alle Könige und Kaiser der Christenheit, vor allem aber die Nächte in seinem Serail, die tausendmal glänzender sind als die Tage. Edle Damen, — die seltsamen Wechselfälle meines Lebens haben mich bis über die große afrikanische Wüste hinaus geführt in das Land der Wohlgerüche und der Genien; ich habe das reiche Balsora gesehen,

Bagdad, das Licht des Orients, und Golconda, wo die Kieseldiamanten sind Was habe ich bewundert? Jenen Tempel der Wollust, wo fünfhundert Priesterinnen dem Verlangen ihres irdischen Gottes fröhnen, jene anmuthige Fahne der Liebe, welche der Kalif im Kreise seiner Almeen schwingt; ich habe den Harem und das Sacktuch bewundert. Edle Damen, der Harem des Grafen Otto ist nicht mit dicken Mauern umschlossen, wie der des Kalifen; der reizende Schwarm seiner Weiber treibt sich in toller Lust herum, frei und glücklich, von einem Gestade der Insel zum andern. Sie sind gefesselt — allerdings! — aber nur durch Zauberketten. Der Graf Otto macht Gold; in den Gärten des Occidents und des Orients, im Süden und Norden hat er die köstlichsten Blumen gepflückt, um daraus einen Götterstrauß zu winden, dessen Duft seine Jugend berauscht. Ich habe Euch die Namen der Schönsten genannt; für die geringste von denselben würde der Kalif die Hälfte seines Reiches geben. Sie waren stolz; von der Höhe ihrer Tugend blickten sie herab auf die zu ihren Füßen liegenden Ritter, die braune Alma, die Patrizierin von Florenz, Virgen, der Topas von Castilien, die am Fuße des Thrones das Licht der Welt erblickte; Meïda, vor deren Schleier Medina auf den Knien lag, denn der Schleier barg den Abkömmling des Propheten; Maria, der sanfte Engel mit den blauen Augen, die an der Decke ihrer Wiege das Wappen der Plantagenet sah, das rothe Feld mit den drei schreitenden goldenen Löwen; Fausta, die Tochter des Dogen; Hermine, die Fürstin; Fleur-de-Lys, die Lilienblüthe, welche die Umgebungen des Schlosses Plessis genau kennt; Haydée, welche die Sprache Homer's spricht, alle, alle ließen verachtend ihre Blicke auf die zu ihren Fü-

ßen kniende Menge fallen. Aber der Graf Otto macht Gold, und jetzt liegen sie vor ihm auf den Knien.«

Pagen in den Farben von Dayron traten ein und brachten auf krystallenen Platten frischen Wein, mailändische Bäckereien und in Honig getunkte Früchte aus der provençalischen Landschaft. Gleichzeitig ließen sich auf der anstoßenden Gallerie die Harfen und Violen vernehmen.

»Und glaubt ja nicht, edle Herren,« fuhr Olivier, Baron von Harmoy fort, »daß der Graf Otto der Freuden seines Lebens müde sey oder sein Glück satt habe. Der Graf Otto macht Gold, er besitzt die Liebestränke des Zauberers und die Wunder der Wissenschaft. Man lebt von Gold. Der Graf Otto, der stets glühend, stets jung bleibt, ist vielleicht schon seit geraumer Zeit in dem Alter, wo der Bart grau wird, wo das zu Eis erstarrte Herz nicht mehr zuckt; der Bart des Grafen Otto lockt sich noch immer in seidenweichen Haaren, die schwärzer sind als Agath; das Herz des Grafen Otto glüht wie ein unersättlicher Feuerherd. Von Zeit zu Zeit läßt er seinen Adlerblick in die Ferne schweifen. Er sucht die Blume, die sich erschließen soll, und deren halbgeschlossener Kelch noch all' seinen Duft besitzt. Wenn er sie gefunden hat, pflanzt er sein erobernBanner auf und die geblendeten Augen sehen im Sonnenschein seinen Liebesruf, seinen Schlachtruf schimmern: Der Schönsten!«

Bertha von Maurever fühlte wie ihr der Athem in der Brust stockte. Jeannine runzelte die Stirne. Messire Olivier sah sie Beide an.

Er nahm von der Tasse, die eben vorübergetragen wurde, einen breiten und tiefen Becher; er hielt ihn dem Pagen hin und der Page schenkte ihn bis zum Rande voll. Die Augen Messire Oliviers glänzten mit einem

sanften, fröhlichen Strahl, als er den vollen Becher in die Höhe hob.

»Ich selbst habe keinen Harem,« sprach er, »ich bin nichts als ein armer Edelmann, aber heute entlehne ich den Wahlspruch von dem Grafen Otto Beringhen und bringe es aus: Der Schönsten!«

Er verneigte sich in der Runde. Als er den Becher an die Lippen setzte, waren seine Augen auf ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt, — sie hefteten sich auf Bertha und Jeannine.

»Ritter und edle Damen,« sagte der Sire von Dayron, »der Tanzsaal erwartet Euch.«

Die eifrigsten Anhänger der Localfärbung wissen nicht, wie die Ritter tanzten. Der Menuet, der bereits in Italien bekannt war, wurde damals nur von Kunsttänzern, die aus dem Tanzen ein Gewerbe machten, getanzt. Der Schwertertanz der alten Franken war seit langer Zeit aus der Gewohnheit gekommen. Marcou und Javotte tanzten den Hopswalzer, aber das war nicht der Tanz der vornehmen Welt. Man meint, der Tanz bestand damals aus einer Art von Laufschritten, ähnlich dem Tanze der Bauern in der Auvergne. Man tanzte diesen Tanz in der Quadrille. Allein die Kreuzzüge hatten die Mehrzahl der Sitten des Orients nach Europa verpflanzt. Die bequemen und geistvollen Orientalen sehen viel lieber beim Tanzen zu, als sie selbst tanzen. Für sie ist der Tanz ein Schauspiel. Man kann behaupten, daß im fünfzehnten Jahrhundert der Tanz überall in Europa nichts als ein Schauspiel war.

Der wahre Tanz war das Turnier.

Der Tanz, wie die Musik, diente nur als Würze für die Speisen eines Festes. Es gab eine Art von etwas über=

spannter Würde, welche diese Leibesübung verdammte, die demnach ausschließlich den Clowns jener Zeit vorbehalten blieb. In unsern Tagen tanzt man viel lieber selber, als man tanzen zusieht. In unsern Tagen ist das, was uns unterhält, ein Schauspiel, wo jeder Zuseher mit Vergnügen eine wenn auch noch so kleine Rolle übernimmt. Unser Jahrhundert hat eine Wuth, Komödie zu spielen. Unsere Edelleute lenken ihre Wagen selbst und brechen sich bei Wettrennen in hocheigener Person den Hals. Man muß doch etwas thun, um zu leben.

Die glänzende Gesellschaft, die im Hôtel Dayron versammelt war, ging aus dem Saale in die Gallerie, wo zwölf neapolitanische Tänzer das Signal ihres Herrn erwarteten. Die Gallerie führte auf jene Terrasse hinaus, welche die Brücke des Couesnon und die beiden Ufer, das normännische und bretonische, beherrscht. Man begann auf's neue das verworrene Gebrause des Volksfestes zu hören. Das Lachen und die Fröhlichkeit hatte sich verdoppelt. Die Burschen und Dirnen tanzten selbst und sahen nicht blos zu. Die Ebene war mit Menschen angefüllt und von allen Seiten schimmerten Lichter durch die Nacht.

Die Gallerie von Dayron war schön und geräumig. Man schöpfte frisch Athem, wenn man aus dem geschlossenen Saale heraustrat; Jeder fühlte, daß ihm ein Stein vom Herzen gefallen. War dies die frische Luft? Oder war es die Abwesenheit von Messire Olivier?

In dem Augenblicke, wo alle Welt den Saal verließ, war Messire Olivier allein auf seinem Platze geblieben, mit dem Auge Bertha und Jeannine verfolgend, die sich entfernten, sich gegenseitig an der Hand haltend. Als man ihn

nicht in die Gallerie kommen sah, vermißte man ihn; die Damen fragten um ihn und einige diensteifrige Ritter kehrten in den Saal zurück. Der Saal war leer, Messire Olivier war verschwunden.

XI.

Der Brand.

Jetzt oder nie war die Stunde da, um von Messire Olivier zu sprechen. Vergebens sprangen die Tänzer aus Napoli in die Höhe und hielten sich auf der Spitze des einen Fußes, ihre Tambourins mit den Glöckchen schüttelnd. Man achtete nicht auf sie, man plauderte. Messire Olivier war einmal auf dem Tapet.

Gott weiß wie viele phantastische Hypothesen in Betreff seiner aufgestellt wurden. Wo lag seine Baronie, die Baronie von Harmoy? Welcher Nation gehörte dieser zugleich sonderbare und anmuthige Ausdruck an, der die Worte so gut abzuwägen verstand? Er hatte Alles gesehen, dieser Mann mit seinen fünfundzwanzig Jahren, — die ganze Welt war ihm bekannt. Führte er auch eine so tüchtige Klinge, als seine Zunge gut war? Einige behaupteten es zu wissen; sie versicherten, seine Zunge sey nichts gegen seine Klinge.

Aber heilige Jungfrau! wie schön war er! Dies war die Meinung der Damen. Seine schwarzen Haare legten sich wie eine Krone um seine Stirne. Seine Augen waren wahre Diamanten. Dame Josepha de la Croix=Mauduit hatte sogar

auf seine Waden geachtet, — es waren Waden vom ersten Range.

Die Tänzer konnten tanzen, die Harfen- und Violaspieler spielen wie sie wollten: Messire Olivier hielt selbst in seiner Abwesenheit die Aufmerksamkeit noch immer gefesselt.

Er — ein Phantom? Warum solch' ein Gedanke? Die Damen lachten jetzt selbst darüber. Aber der Gedanke war in einem bretagnischen Kopfe aufgetaucht. Folglich ließ er sich nicht so leicht vertreiben.

Ein Phantom? Dieser kräftige, geschmeidige Krieger? — Ei, Du lieber Gott! — Dame Josepha de la Croix-Mauduit hatte in ihrer früheren Jugend einen tonsurirten Priester gekannt, dessen Tante ein edles Fräulein gesehen hatte, welches das Gelübde ablegte, nach normännischer Sitte, weil sie Liebe für ein Gespenst fühlte. Das Fräulein aus edlem Geblüte stotterte und hatte keine Zähne. Das Gespenst hatte ihr eines Abends ihre goldene Kette, ihre Ohrgehänge und ihre Reliquien weggenommen, die sie in einer kostbaren Schachtel hatte, hierauf hatte das Gespenst das Fräulein noch boshaft mißhandelt und schmachvoll geprügelt. Dame Josepha zog daraus den Schluß, daß man alle Liebesverhältnisse mit Gespenstern vermeiden müsse. Als obersten Grundsatz aber stellte sie auf, daß man immer nützliche Erkundigungen bei verschwiegenen Personen von vorgerücktem Alter einziehen soll.

Eine unruhige und doch zufriedene Mutter war Madame Reine. Wir vergaßen zu sagen, — so sehr hat der arme Aubry neben dem glänzenden Olivier an Wichtigkeit verloren, — wir vergaßen zu sagen, daß Aubry gleichfalls verschwunden war. Aubry war mit Olivier; man sagte es, — Ma-

dame Reine hörte es sagen. Sie fühlte einen angenehmen Schauer, die gute Dame, als ob sie in dem Winkel am Feuer irgend eine grauenvolle Geschichte erzählen gehört hätte. Aubry war mit Olivier! War dies nicht zum erschrecken? Aber war es nicht zugleich auch schmeichelhaft und interessant? Bekam Aubry durch diesen Umstand nicht eine gewisse Wichtigkeit? Die Damen sprachen von ihm; man versprach sich, bei seiner Rückkunft ihn aufmerksam zu beobachten. Und nun beliebe man zu bedenken, welchen Erfolg ein junger Mann erringen muß, der von dem Teufel zurückkommt.

Allein von dem Teufel kommt man nicht immer zurück und dies war der Grund, warum Madame Reine mitten in ihrer Freude eine gewisse Angst fühlte. Allein die mütterlichen Freuden sind schon einmal so. Man muß ein wenig fürchten, um sodann glücklich zu seyn und sich über die ausgestandene Gefahr zu freuen.

Aubry war bei Messire Olivier; Aubry sollte dem Baron Harmoy ganz ähnlich werden; das heißt verstehen wir uns recht: Aubry sollte sich Alles aneignen, was Messire Olivier Schönes und Gutes hatte; das Schlimme wollte Madame Reine für Aubry nicht.

Wenn unsere armen Mütter unser Schicksal gestalten könnten, so dürfte es uns wahrhaftig um das verlorne Paradies nicht Leid thun.

Madame Reine war so zufrieden, daß sie ganz auf ihre vorgefaßte Absicht vergaß, nemlich mit Bertha von Maurever zu reden und ihr ein bischen Moral zu predigen. Nach der Ansicht von Madame Reine benahm sich Bertha viel zu vertraulich gegen die kleine Jeannine. Madame Reine hatte

da dieselbe Ansicht wie Javotte. Allein Bertha hatte Jeannine mit auf die Terrasse gezogen und Madame Reine wußte nichts davon.

Es war ein schönes Schauspiel. Tief blau und mit Sternen übersät breitete sich der Himmel aus. Der Mond, der hinter den Hügeln von Cancale hinabging, ließ den unermeßlichen Horizont der Dünen errathen, allein das Auge wurde vor allen durch die tausend festen und beweglichen, hellen und rauchigen Lichter gefesselt, welche die Ebene durchzuckten. So schimmerten allenthalben Fackeln mit der langen feurigen Mähne, Laternen, die sich im Nachtwind wiegten, bescheidene Kienspäne, die statt des Leuchters in einer Lederdüte steckten. Fröhliche Rundtänze drehten sich um lodernde Feuer von Ginsterstrauch und Binsen; die Jahrmarktküchen schleuderten mit Hilfe des Blasebalgs tolle Funkenbüschel in die Luft. Die mit Geräth und Lampen beladene Brücke zeigte ihren gothischen Eselsrücken; der Couesnon selbst glättete die breite Fläche seines salzigen Wassers und diente dem Feste zum Spiegel. Jede seiner kleinen Wellen funkelte lustig.

Und der Lärm! Und die Lustigkeit! Man hatte getrunken. Es gab dreimal mehr Schlägereien als Tänze. Die Schlägereien — wir gestehen es ohne Gewissensscrupel — sind die Würze eines Festes. Drei eingeschlagene Zähne und ein ausgeschlagenes Auge machen einen jungen Burschen erst schön. Und welches Mädchen hat das Herz, einen Liebhaber abzuweisen, welcher mit einer mächtigen Beule auf der Stirne und mit verbundenem Kopfe heimkehrt? Beim Ringen zerreißt man sich das Hemd, bei einer Schlägerei zerreißt man die lebendige Haut. Das Ringen ist gut vor dem Essen; nach dem Essen aber ballt man die Faust, führt den schweren Hieb

nach dem Kopfe oder wendet sich um, — um mit der eisenbeschlagenen Ferse nach dem Magen des Feindes zu zielen. Hat man Stöcke, so ist's noch besser, — denn die Stöcke schlagen hallend gegeneinander und das weckt das Herz auf. Ein zerschlagener Kopf ist doch wohl keine Veranlassung sich zu beklagen? Auch die Peitsche kann gute Dienste thun, besonders die Peitsche mit kurzem Stiele, die am Ende einer zwölf bis fünfzehn Fuß langen Schnur ein scharfes Riemchen hat. Die Peitsche schneidet, wenn man sie gut zu führen weiß, so scharf ein wie der Säbel; außerdem klatscht die Peitsche lustig, folglich darf man die Peitsche nicht verachten. — Aber niemals das Messer. — Das Messer ist die feige Waffe der Städte.

Nun denn! Der Ringkampf nahm seinen Verlauf zum großen Nachtheil der Hemden aus Hanf; der bretonische Faustkampf mit Stößen und Hieben auf den Kopf fehlte gleichfalls nicht, der Stock leistete Wunder und die Peitsche arbeitete tüchtig. Jeder fand etwas nach seinem Geschmacke. Die Dirnen, die ohne Tänzer blieben, trösteten sich, indem sie in der Runde den Holzschuhtanz tanzten und dazu sangen:

Großmütterlein spricht:
Auf der ganzen Wiese
Gibt es keinen Wehrwolf nicht,
Aber meine Base Liese
Sah ihn einmal nur, indessen
Hat er gleich sie aufgefressen!

Hölzerne Schuh!
Tanzt dazu!
Wohl bedacht,
Nehmt vor dem Wehrwolf Euch in Acht!

Sobald der Refrain gesungen ist, gibt die Runde sich einen Schwung und fliegt athemlos im Kreise herum, bis ein Fuß auf dem Wasen ausgleitet. Sobald dies geschehen, purzelt Alles bunt durcheinander. Man lacht, kreischt, steht auf und fängt von neuem wieder an. Das Lied hat vierundzwanzig Strophen. Nach der letzten Strophe ist man aber durchaus nicht verhindert, bei der ersten wieder anzufangen. Das ist doch wenigstens ein anhaltendes Vergnügen.

Aber der Rundtanz ist nur für die Kinder und für die Witwen gut; die Litra, das ist ein Tanz für die Verliebten. Man tanzt die Litra auf den Fersen und auf den Knien, zwei Burschen mit einem Mädchen, — zwei Mädchen mit einem Burschen, — mit dem Brot in der Hand und mit dem Speck auf dem Daumen. Man tanzt um den Tisch, auf dem der Topf und die Schüsseln stehen, man tanzt, trinkt und ißt, alles auf einmal, das ist die Litra!

Und man glaube ja nicht, daß die Hauswirthe und Hauswirthinnen schlafen, während die Jugend sich unterhält. Während solchen Mahlzeiten schläft man nur im Graben, nach dem Trinken. Hauswirthe und Hauswirthinnen sitzen um den Tisch. Man plaudert; man singt haarsträubend, man fällt über den Aepfelmost ein unparteiisches Urtheil. Wenn er besser ist als im verflossenen Jahre, so sagt man es lieber hundertmal, als einmal, und stets mit einem neuen Vergnügen. Man behandelt hier auch philosophische Gegenstände; man behauptet, daß der Regen gut ist für ausgetrocknete Gärten, daß der Dünger den Boden verbessert, und daß die Sonne das Getreide zur Reife bringt, — wahrhaftig und wahr!

Die Kinder stecken ihre Gesichter ganz und gar in die

Schüsseln. O heilige Betrunkenheit! Da sehe man: Goton und Mathurin ohne Zahn umarmen und küssen sich, wie am ersten Tage ihres Honigmonats! Die Würfel klappern. Prahlerische Soldaten schneiden auf und fluchen. Die Gaukler verdoppeln ihre Anstrengung in diesem günstigen Momente und mit frischer Kraft arbeiten Pfeife und große Trommel.

Klirrt, ihr Cymbalen! Läutet, ihr Glocken! Trommler, schlagt den Wirbel! Auf welcher Seite wird der Lärm größer seyn, auf der bretagnischen oder auf der normännischen? Wer wird mehr Erfolg haben, die Bude, welche Rollon mit dem Eselskopfe zum Schilde hat, oder das Schauspiel von den eilftausend Jungfrauen von Cöln?

Der vollständigste Erfolg ist bei dem alten Remy. Der Beifall hat seine Behausuug in der neuen großen Bude gewählt, wo man den Menschenfresser von den Inseln zeigt, wie er die kleinen Kinder verschlingt. Das nenne ich eine Idee voll Genie! Das Glück des alten Remy ist gemacht. Seit Mittag erhöht er von Stund zu Stund den Eintrittspreis und die Menge drängt sich doch herein. Die Bude ist zu schmal, warum ist sie nicht so breit wie die Dünen! — Der Vater Remy wird morgen so viel Geld haben, um ein Pachtgut zu kaufen. Man drängt sich an der Thür, man rauft sich. Im Innern erstickt man fast vor Hitze. Der große Bursche von Jersey kann nicht mehr, so oft hat er schon Fieràbras, den Spinnenbesen, gefressen, und der geistreiche Zwerg hat bereits das Gliederreißen von dem steten Sichfressenlassen. Nur herbei! herbei! Jedenfalls hat man noch nie etwas so Schönes gesehen. Der Vater Remy ist jezt ein Mann von Wichtigkeit; er geht mit den Händen auf dem Rücken auf und ab. Wenn eine Kerze auf der Gallerie

auslöscht, so läßt er drei dafür anzünden. Glücklicher Vater Remy!

Mitten aus dieser verworrenen, tumultuarisch lärmenden Masse, die auf den beiden Ufern des Couesnon und auf der Brücke hin- und herwogte, traten für Bertha und Jeannine, welche auf der Terrasse standen, vier lichte Punkte hervor. Dies war erstens die Bude des alten Remy, die mit Fackeln und Lampen umgeben war, sodann das königliche Zelt, welches sich auf normännischem Boden, und das herzogliche Zelt, welches sich auf bretonischem Boden erhob. Der König und der Herzog hatten ihren Platz gut gewählt. Ihre mit Teppichen behängten und reich beleuchteten Gezelte schienen sich in der Nacht gegenseitig anzusehen. Ohne Zweifel fanden um diese Stunde in dem einen wie in dem anderen Festlichkeiten statt. Allein so schön und glänzend sie waren mit ihren im Winde flatternden Fähnlein, über welche sich ihre großen Banner erhoben, so war doch ein drittes Zelt da, das sich gerade in der Mitte zwischen beiden, am Ufer des Couesnon erhob und sie völlig in den Schatten stellte.

Mit einem Male hatte man gegen Einbruch der Nacht eine flache Barke bemerkt, die auf dem durch die Flut angeschwollenen Strom herauffuhr. In der Barke befanden sich zwölf weißgekleidete Neger. Bevor die Nacht völlig hereingebrochen war, hatten die Neger die Pflöcke eingeschlagen, die Leinwand, die Seide und den Sammt ausgespannt; wie durch Zauberei hatte sich ein glänzendes Zelt erhoben, roth, mit goldenen Streifen, und mit dem Wappen des Herrn von den Inseln über dem Eingange.

Dieses Wappen war ein umgestürztes silbernes Kreuz im schwarzen Felde.

Das Wappen eines Heiden.

Das Geschwader der Reisigen des Grafen Otto Beringhen war in demselben Augenblicke auf das Zelt zugeritten, wo die zwölf Neger und ihre Barke sich von der Ebbe wieder stromabwärts tragen ließen. Von weitem hatten die Neugierigen sehen können, — denn wo war ein Mann kühn genug, um sich in die Nähe von dem Zelte des Grafen Otto zu wagen? — Die Neugierigen hatten, wenn die Faltenwürfe zur Seite geschlagen wurden, um den Rittern den Eingang zu gestatten, die Pracht im Innern sehen können. Dann langte eine Truppe von Sclaven an, zu Pferde, — vor ihnen ritten Fackelträger und sie wirbelten in der Ebene einen gewaltigen Staub auf. Die Sclaven waren orientalisch gekleidet, sie trugen kostbare Weine in jenen runden, bauchigen Flaschen mit schmalen geraden Hälsen, welche der Prophet verbietet.

Hierauf folgten Karren mit Geschirr, ausgesuchten Speisen und purpurrothen Früchten beladen. Mitten in der Karavane ritten, gleich Phantomen, Gestalten mit langen weißen Schleiern verhüllt. Auf diese Weise reisten die Weiber des eisernen Mannes.

Der Sammt der Draperien schloß sich hinter den Sclaven und den Almeen. Bald darauf hörte man aus dem Innern eine liebliche Musik, welche in Zwischenpausen die männlichen Stimmen der Ritter übertönte, die einen bacchantischen Hymnus sangen.

In einem gewissen Augenblicke, wo die Freude des Festes ihren Höhenpunkt erreicht zu habeu schien, ließ sich ein Knall hören, ähnlich dem Schuß einer Hakenbüchse, — ein leuchtende Rakete fuhr durch die Nacht empor und eine Feuer=

garbe von Sternen funkelte während einigen Secunden am Firmamente. Als die Sterne erloschen, erschien das Zelt des Herrn der Inseln den geblendeten Blicken wie ein weißglühender Kegel. Zehntausend Lichtstrahlen erhoben sich vom Grunde desselben bis zur Höhe.

Der König von Frankreich und der Herzog von der Bretagne waren nicht reich genug, um einen ähnlichen Luxus zu entfalten. Aber der Graf Otto machte Gold.

Bertha lehnte sich auf das Geländer der Terrasse; Jeannine stand ihr zur Seite. Sie blickten beide nach dem Lichtberge, dessen weißer Glanz scharf aus den rothen rauchigen Lichtern hervortrat, mit welchen die Ebene übersät war. Die Strahlen dieses Riesenleuchtthurmes drangen bis zu ihnen; Bertha mit ihren blonden Locken erschien in diesen Strahlen noch bleicher und ein seltsamer abergläubischer Schrecken war auf der gesenkten Stirne Jeanninens zu lesen.

»Wir leben in einer seltsamen Zeit,« flüsterte das Fräulein von Maurever; »ich denke an den Einsiedler vom Berge Dol, der Dich heute mit dem Titel »edle Dame« begrüßt hat.«

»Der Einsiedler hat sich geirrt,« meinte Jeannine.

Bertha schüttelte den Kopf und entgegnete langsam:

»Die Heiligen irren sich nicht, weil Gott selbst durch ihren Mund spricht.«

Jeannine ließ sich einen leisen Schrei des Erstaunens entschlüpfen.

»Was hast Du?« fragte Bertha.

Anstatt zu antworten streckte Jeannine ihre Hand gegen den schimmernden Feuerkegel aus, der sich in dem ruhigen Wasser des Couesnon spiegelte. Bertha sah anfangs nichts.

Die Lichtmasse wogte im Lufthauche hin und her; man konnte nur mit geblendetem Auge darauf hinsehen. Nach Verlauf einiger Augenblicke erst war Bertha im Stande, gleich dem Astronom, der endlich die Flecken in der Sonne gewahr wird, auf der flammenden Oberfläche ein langsames, geheimnißvolles Arbeiten wahrzunehmen. Eine unsichtbare Hand löschte hie und da die Lichter eines nach dem andern aus, so zwar, daß sich dunkle Linien bildeten, die schwarz von dem glühenden Grunde sich abzeichneten. Diese Linien bildeten bereits drei Buchstaben:

»D E R«

»Wenn ich ein Mann wäre,« sagte Bertha, die sich mit der Rückseite ihrer weißen Hand über die Stirne fuhr, »so möchte ich das Abenteuer versuchen, in die Todtenstadt Helion einzudringen.«

»O theures Fräulein!« rief Jeannine aus, »reden Sie nicht auf solche Weise in der Gegenwart von Messire Aubry!«

»Warum nicht, mein Kind?«

»Weil ihm vielleicht der Gedanke kommen würde, den Gefahren dieser verwunschenen Inseln Trotz zu bieten.«

»Und Du hast Furcht für ihn?«

»Ich habe Furcht für seine Mutter,« antwortete Jeannine, die Augen niederschlagend, »und ich habe Furcht für Euch.«

Bertha hatte die Augen auf sie gerichtet.

»War dies das erste Mal,« fragte sie barsch, »daß Du den heiligen Einsiedler vom Berge Dol sahst?«

»Es war das erste Mal,« entgegnete Jeannine.

»Weißt Du, daß Du sehr schön bist, mein Kind?« fragte Bertha wie gegen ihren Willen.

Bereits standen sechs neue schwarze Buchstaben auf dem flammenden Grunde:

»SCHÖNS«

Jeannine und Bertha erriethen bereits was folgen würde.

»Ueberall diese Worte!« murmelte Bertha bebend.

»Ueberall!« wiederholte Jeannine.

»Eine innere Stimme ruft mir zu: diese Worte sind eine fürchterliche Drohung.«

»Theures Fräulein,« sprach Jeannine schüchtern, »wenn Ihr bedroht seyd, wird Messire Aubry Euch vertheidigen.«

»Dich und mich, mein Kind!« rief Bertha mit Hast, als ob sie die Hälfte von der Last ihrer Befürchtungen auf Jeanninens Schultern hätte laden wollen. »Die Drohung gilt Dir wie mir. Fürchtest Du nichts?«

»Was hätte ich zu verlieren?« antwortete Jeannine. »Nein, ich fürchte nichts.«

»Das Leben —«

»Mir liegt nichts am Leben.«

»Die Ehre —«

»Wie kann man denen die Ehre nehmen, denen nichts am Leben liegt?«

»Hast Du denn so viel gelitten, Jeannine?« fragte Fräulein von Maurever, sich an sie schmiegend. »Ehemals warst Du doch so glücklich und so fröhlich!«

»Ehemals!« versetzte Jeannine, indem sie sich einen

Seufzer entschlüpfen ließ, »ehemals war ich ein Kind und die Kinder wissen nichts.«

»Hat dein Herz gesprochen, liebe Freundin?«

»Der letzte Buchstabe steht!« rief Jeannine, auf diese Weise der Frage ausweichend.

Bertha wendete den Blick gegen das Zelt. Die schwarzen Buchstaben bildeten die Worte des Wahlspruches, der auf dem Banner des eisernen Mannes stand:

»Der Schönsten!«

In diesem Augenblicke ließ sich in der bretonischen Ebene ein dumpfer Tumult vernehmen. Man hätte es für das Getöse eines Kampfes halten können, der in der Gegend von der Bude des alten Remy stattfand, des glücklichen Impresario, der auf dem Punkte stand, sein Glück zu machen. Geschrei und Flüche erhoben sich alsbald; die Laternen und Lampen, welche die Bude umgaben, erloschen. Aus all den verschiedenen Winkeln, in die sich das Volk zerstreut hatte, strömten jetzt die Leute herbei und eilten auf die Bude des alten Remy zu. Eine Neuigkeit hatte sich mit der Schnelligkeit des Blitzes in dem versammelten Volk verbreitet.

Bertha und Jeannine sahen und hörten diesen Volkshaufen, der sich in wilder Verwirrung im Dunkeln bewegte. Die Ursache des Tumultes entging ihnen noch. Mit einem Male schlug ein gewaltiger Schrei des Entsetzens empor, gleichzeitig erhob sich eine dichte Rauchwolke.

»Feuer! Feuer!« rief das Volk.

Einige Hakenbüchsenschüsse knallten. Die Gäste des Herrn von Dayron verließen die Gallerie und stürzten auf die Terrasse im selben Augenblicke, wo die Flamme mit Ge-

walt durch den Rauch sich Bahn brach und in lichter Lohe zum Himmel aufschlug.

Eine zweite Rakete, die aus dem Zelte des Herrn der Inseln aufstieg, beschrieb in der Luft ihre feurige Krümmung und ließ einen Sternenregen niederfallen.

»Feuer! Feuer! Feuer!« schrie die Menge auf dem bretonischen Ufer.

Jeder konnte diese Thatsache bemerken. Das königliche Zelt und das herzogliche Zelt löschten gleichzeitig ihre Leuchter aus, als ob sie sich geschämt hätten, sich zu zeigen. Da sie nicht strafend einschreiten konnten, so verhüllten sie sich.

Wir sagen: Strafend einschreiten; — denn der Brand, welcher die arme Leinwandbude verzehrte, war eine in die Augen springende Freventhat. Man hatte die Träger der Fackeln gesehen, — und während die Menge in einen Schrei des Entsetzens ausbrach, umringte eine Zahl von Männern, in Stahl gehüllt, die Bude und versperrte jeder Hilfe den Weg.

In der Bude hörte man verworrenes, verzweifeltes Wehklagen.

Auf der Terrasse des Schlosses Dayron fragten sich die Herren und Damen wechselseitig: »Welcher Dämon hatte den Feuerbrand auf dies niedrige Dach geworfen?«

Eine stumme Antwort auf diese Frage lag gleichsam in dem Schauspiele, welches die Ebene darbot. Die Dunkelheit hatte die beiden Ufer des Couesnon eingenommen. Um den rothen und von Rauch verhüllten Brand zu sehen, gab es keinen Punkt mehr, als das noch immer von einem Licht- und Funkenmeere strahlende Zelt des Herrn der Inseln.

In dem Maße als die Bude niederbrannte, gewahrte man von der Terrasse des Schlosses Dayron aus deutlicher den Kreis der Gewappneten, welche das Werk der Zerstörung beschützten. — Die Ritter hatten nicht einmal Zeit gehabt zu Pferd zu steigen, — denn das Feuer verzehrte im Nu diese dünnen Breter, — und wären nicht menschliche Wesen im Innern gewesen, so hätte man es für ein Freudenfeuer halten können.

Der Brand entsendete seinen letzten Flammenseufzer, — jene gewaltige Flamme, die über das im Todeskampfe bebende Haus emporschlägt, bevor das Dach einstürzt. Die Terrasse von Dayron überflog mit einem Male eine lebhafte Helle. Zwischen Jeannine und Bertha, die stumm vor Entsetzen waren, stand Messire Olivier, Baron von Harmoy, und sah kaltblütig dem Brande zu.

Aubry lehnte an der Balustrade und trocknete seine schweißbenetzte Stirne.

»Der dort weiß Alles!« sagte der Herr von Dayron mit leiser Stimme, auf Messire Olivier deutend.

»Den Namen! den Namen des Mordbrenners!« rief man von allen Seiten.

Messire Olivier ließ seinen lächelnden, ruhigen Blick über die hochadelige Versammlung gleiten.

»Warum sollte ich ihn eher wissen, als Ihr?« fragte er.

»Ihr wißt ihn!« rief Madame Reine mit Hoheit.

Bertha wiederholte, als ob eine Stimme, die nicht die ihre war, aus ihrem Innern gerufen hätte:

»Ihr wißt ihn!«

»Ich weiß ihn,« antwortete Olivier, dessen kaltes Lächeln einen Ausdruck von Sarkasmus annahm, »allein Messire Aubry von Kergariou weiß ihn eben so gut wie ich.«

»Den Namen! den Namen!« rief man im Chor.

»Graf Otto von Veringhen!« stammelte Aubry todtenbleich und schaudernd.

»Und wozu dies feige, schändliche Verbrechen?«

Aubry schwieg.

»Ja seht, das ist etwas, was mein junger Freund nicht weiß,« antwortete Messire Olivier, indem er sich links und rechts die schönen Locken seiner schwarzen Haare zurückstrich, »der Graf Otto will nicht, daß man ihm ungehorsam ist.«

»Und der Graf Otto greift dann arme Teufel an, die sich nicht vertheidigen!« sagte Madame Reine mit Verachtung.

»Auf der Ebene von Pontorson,« antwortete Messire Olivier, »befinden sich zahlreiche Ritter, ein Herzog und ein König. Trotz diesen Rittern, trotz diesem Herzog, trotz diesem König hat der Graf Otto diejenigen bestraft, die es gewagt haben, ihm ungehorsam zu seyn.«

Während Messire Aubry dies sprach, war seine Stimme sanft und ruhig. Nur seine Stirne hatte sich stolz aufgerichtet, während sein Auge einen raschen Blitz schleuderte. Bertha hatte die Augen starr auf ihn gerichtet, Jeannine sah Aubry an, der sie zu fliehen schien.

Die Bude des alten Remy war bereits nichts mehr, als ein verkohlter Trümmerhaufen. Das Leuchten des Feuers

warf kaum noch einen spärlichen, unheimlichen Schein auf den Stahl der Rüstungen.

Eine dritte Rakete zerriß die Nacht. Als sie zerplatzte, erlosch im Zelte des Herrn der Inseln wie durch einen Zauberschlag die glänzende Beleuchtung. Die ganze Ebene sank wieder in die Finsterniß zurück.

Inmitten dieser plötzlich eingetretenen Dunkelheit konnte man die ruhige Stimme von Messire Olivier vernehmen, welcher sprach:

»Morgen wird es ja Tag werden. Diejenigen, welche den Grafen Otto von Beringhen tadeln, haben eine ganze Nacht vor sich, um das Eisen ihrer Lanzen zu schärfen und ihre Schwerter zu schleifen!«

XII.

Das Stelldichein.

Auf dem Platze, wo noch vor wenig Stunden die tolle Freude des Festes gebraust hatte, war jetzt Alles schweigsam und düster. Kaum warf noch die niedergebrannte Bude ein schwaches Licht in die weite, vollständige Dunkelheit. Die Nacht war mondlos, trübe, laue Dünste verdeckten die Sterne. Man hörte das dumpfe, ferne Geräusch des Meeres, welches in die Mündung des Couesnon eindrang. Die Leute aus der Normandie waren nach Beauvoir oder Ardevon zurückgekehrt, die Leute aus der Bretagne hatten sich auf dem Heimweg nach St. George oder Le Roz gemacht. Pontorson war überfüllt; es gab keinen Platz für das Bauernvolk in diesen Häusern, die mit Edelleuten oder zum mindesten mit Bürgerfamilien angefüllt waren.

Diejenigen, welche zu weit wohnten, um in ihre Behausung zurückzukehren, hatten sich, gut oder schlecht, wie es eben anging, in einer Art von Zeltlager untergebracht, das aus acht oder zehn Dutzend Zelten bestand und sich hinter der schützenden Stadt erhob.

Die Stadt selbst schlief. Es gibt kein Fest, welches noch Stand hielt, wenn einmal die Feuerglocke geläutet ist. Die Fenster des Palastes Dayron, welcher außerhalb des Umkreises der Mauern lag, blieben noch einige Zeit beleuchtet, — dann hörten sie eins nach dem andern zu schimmern auf, mit Ausnahme eines einzigen, dessen zugezogene Vorhänge einen schwachen Lichtschimmer durchgleiten ließen.

Auf der Ebene waren das königliche Zelt, das herzogliche Gezelt und der prachtvolle Leinwandpalast, worin der Graf Otto Beringhen sein Fest gegeben hatte, in tiefes Schweigen versunken. Man hätte ganz nahe bei einem derselben vorbeigehen müssen, um den Schritt der Schildwachen zu hören, die in der Umgebung Wache hielten.

Gleichwohl schlenderte ein Mann auf dem bretonischen Ufer herum, nicht weit von der in Asche gelegten Bude des armen Remy. Dieser Mann war ein Greis und trug die Mönchskutte.

»Zehn Stunden und noch eine,« sagte er, mühsam des Weges humpelnd, »das macht eilf, — jetzt gerade so wie ehemals. 'S ist schon lange her, seit ich mich das letzte Mal zu einer solchen Stunde außerhalb meines Bettes befunden habe!«

»Wirst Du das noch zwanzigmal wiederholen?« unterbrach er sich achselzuckend.

»Werde nicht böse! werde nicht böse. Ich werde es nicht mehr sagen.«

Frater Bruno blieb gerade vor der niedergebrannten Hütte stehen und dämpfte die Stimme, um seufzend zu sagen:

»Ach! welch' ein Charakter!«

Die Sache war die, daß er keine Möglichkeit fand, mit sich selbst zu streiten. Beim mindesten Wort gerieth er in Hitze.

Der Bruder Bruno blieb einen Augenblick stehen, auf seinen Stock gestützt. Er betrachtete mit trauriger Miene das Häuflein Asche und halb erloschener Kohlen.

»Im Augustmonate des Jahres 1469,« murmelte er, den Kopf schüttelnd, über welchen er vorsichtig wegen der Feuchtigkeit der Nacht die Capuze gezogen hatte, »starb der arme Zwerg Fieràbras, genannt Spinnbesen, weil er steifes Haar hatte, — den Feuertod, gleichzeitig mit dem Vater Remy, aus dem Flecken Tinteniac, und einem Manne aus Jersey, der eine Höhe von sechs Fuß hatte. Der vermaledeite Menschenfresser war es, der Feuer in ihre Bude warf, — denn sie befanden sich in einer Bude, wo sie Possen und Narrenzeug aufführten, was aber keine besonders gute Vorbereitung seyn kann, um vor Gott zu erscheinen. Der Zwerg Fieràbras hieß mit seinem wahren Namen Huguet Boireau, er war Lach-Page, Possenreißer oder Narr bei Messire Henry von Coëtquen, Erbherrn auf Combourg. Er hatte mehr Geist, als er lang war, und aß gern Torten aus dem Flecken Ardevon, wo man sie in der That besonders zart und wohlschmeckend bäckt.«

Nachdem Bruder Bruno mit lauter Stimme diese Leichenrede gehalten und dadurch zugleich das Repertoir seiner pikanten Erzählungen um eine vermehrt hatte, stieß er einen schweren Seufzer aus. Während er seufzte, ließ sich ein leises Geräusch in der Nacht vernehmen. Armer Fieràbras! —

sein kleiner Körper und sein großer Kopf mit dem Borstenhaar sollte die Gäste des Sire von Combourg nicht mehr beim Nachtisch belustigen. Niemand hatte aus der der Vernichtung geweihten Bude entwischen können, denn während der ganzen Dauer des Brandes hatte rings um die Hütte ein Cordon von Gewappneten mit dem Schwert in der Faust Wache gehalten. Wenn aber der Geist des Zwerges auf die Erde zurückkehrte, so mußte er im Windhauch der Nacht lachen. Das Geräusch, das sich vernehmen ließ, glich dem trockenen, kreischenden Lachen des Zwerges. Es war vielleicht der Geist des armen Fieràbras, der auf dem Winde dahin segelte.

Bruder Bruno setzte seinen Weg fort; er ging gegen die Brücke zu.

»Ich weiß nicht ob ich jemals eine dunklere Nacht gesehen habe,« sagte er.

»Na, endlich einmal ein wahres Wort!« erwiederte der zanksüchtige, boshaft spöttische Theil seines Individuums; »das ist ein wahres Glück!«

»Mein Gott! — mein liebes Kind,« — versetzte Bruder Bruno mit Sanftmuth, »wenn ich mich irre, so geschieht es in keiner bösen Absicht. Die Nacht ist schwarz, — ich sage es ja selbst, — aber, wenn ich mich recht besinne, so habe ich doch schon schwärzere gesehen.«

»Schön! schön!« rief die böswillige Hälfte des Frater Bruno, »ich war ja gleich überzeugt, daß es den alten Narren reuen würde, ein wahres Wort gesprochen zu haben.«

Frater Bruno blieb plötzlich stehen. Er kreuzte die Arme über der Brust.

»Mein Freund,« sprach er, »ich gebe Dir ein gutes Beispiel. Ich halte ein zu rasches Wort zurück, das mir eben

entschlüpfen wollte. Du glaubst doch wohl nicht, daß Du für deine Person gar keine Fehler und Lächerlichkeiten hast? Solltest Du etwa der Einzige seyn? — Du plauderst, Du plauderst sogar sehr viel. Sieh nur! — Javotte, deine Nichte, die bei den Maurevers dient, — und die ein ganz hübsches, dickbackiges Mädchen ist, — Javotte hat Dir's ja gesagt, — daß man Dich Bruno die Plappermühle nennt. 'S ist gewiß nicht schön, wenn man den Leuten von der Kirche Spitznamen gibt, aber die Leute von der Kirche sollen auch trachten, daß sie keine solchen bekommen. So ist's!«

Er stieß gegen einen Stein und nicht viel hätte gefehlt, so wäre er der Länge nach hingefallen. Er begann vom Herzen zu lachen.

»Ha! ha! ha!« rief er aus. »Das Abenteuer ist gut, mein Alter. Während Du mich anklagst, daß ich ein Plauderer bin, plauderst Du selbst so viel und so arg, daß Du Dir beinahe die Nase zerschlägst! Aber so geht's! Man sieht den Splitter in des Nächsten Auge, den Balken im eigenen Auge sieht man nicht. Boyat, der Stotterer von St. Leonarden-Tréguier, sagte mir immer, meine Zunge sei nicht gut gelöst; Melain Chrestien, der in der kleinen Abtei zu Fougères das Schlangenhorn spielte und ein eingefleischter Trunkenbold war, gab den nüchternsten Leuten den Rath, nicht so viel Wein zu trinken; das Weib des besagten Melain kam einmal mit Zwillingen nieder, einem Knaben und einem Mädchen. Das Mädchen wurde Bußschwester im Madeleinenkloster; der Sohn schlug aus der Art; man hängte ihn zu Vannes, Anno 61, also gerade vor acht Jahren. Er hatte eines Abends dem Jean Riboust, dem dicken Lederer von Redon, die Börse abgeschnitten. und in der Börse befanden sich —«

»Na! na!« unterbrach sich Frater Bruno; »deine Stimme wird heiser, mein Camerad? Raste Dich aus! Du hast keine solche Zunge mehr, wie mit fünfzehn Jahren.«

Er gelangte an den Brückenkopf. Der Couesnon war ebenfalls ein Schwätzer, denn er rauschte schwatzend über die Kiesel in seinem Bette. Bruder Bruno zog die Capuze zurück und gab sich alle Mühe mit dem Blicke die Finsterniß zu durchdringen. Es befand sich Niemand auf der Brücke.

»Wenn mich der kleine Jeannin hier lange an den Nägeln kauen läßt,« brummte er vor sich hin, »so werde ich ihm tüchtig meine Meinung sagen. Mit dem Teufel müßte es zugehen, wenn ich für einen Andern als für ihn die ganze Nacht wie ein Landläufer herumliefe! Ich fühle es, daß ein Sturm kommt; in einer halben Stunde wird's blitzen, in einer Stunde regnen und donnern; ich frage, was wird man sich im Kloster denken?«

»Parbleu! man wird sich denken was man will, nicht wahr?«

»Allerdings, ich sage nur, daß man über unsere Abwesenheit erstaunt seyn wird.«

»Ich schere mich den Henker darum.«

»Du hast aber auch nicht jene Gesetztheit, die sich für dein Alter geziemt. Ein Klosterbruder darf nicht sprechen wie ein Soldat. — Ich weiß wohl, daß nicht viel dar anliegt. Der Bruder Hieronymus wird wohl für eine Nacht meine Stelle vertreten.«

»Auch für Zwei.«

»Das heißt —«

»Auch für Drei! Am Ende glaubst Du gar, daß Du im Kloster zu was nütze bist.«

»So gut wie Du, mein Freund! Donnerwetter! — Nun bringst Du mich gar zum Fluchen!«

»Fluch' nur, alter Sünder!«

Bruder Bruno stampfte mit dem Fuße und ballte die Fäuste.

»Nein, das ist zu arg!« rief er in wirklichem Zorn, »das könnte Einen wirklich so weit bringen, daß man sich in's Wasser stürzt.«

»Nun wohlan! wir sind ja auf der Brücke! Stürz Dich hinein!«

Das Gespenst des Zwerges Fierabras konnte nicht ferne seyn, denn ein lautes Lachen gellte um die Ohren des Bruders Bruno. Zur selben Zeit ließ sich die Stimme Jeannin's von der andern Seite vernehmen.

»Seyd Ihr's, ehrwürdiger Bruder?« fragte er.

»Ich bin's,« antwortete der Mönch, »aber wo zum Teufel nimmst Du die Fröhlichkeit her in einer so trübseligen Nacht?«

Der erste Blitz zerriß die Wolken und zeigte das Gesicht des wackern Stallmeisters, das gewiß nicht fröhlich aussah.

»Die Fröhlichkeit? wie so?« antwortete er, ohne ihn zu verstehen.

»Habe ich Dich nicht lachen gehört?«

»Nein, ehrwürdiger Bruder, — ich meinte, Ihr wäret es oder euer Gefährte.«

»Mein Gefährte?« antwortete Frater Bruno jetzt seinerseits.

»Ah richtig, ich verstehe,« unterbrach er sich selbst, ein wenig verwirrt, »ich weiß was Du sagen willst. Wenn ich in der Nacht allein wandle, so habe ich die Gewohnheit, laut meine Paternoster herzusagen.«

»Ich habe reden gehört,« sagte Jeannin hartnäckig, »und ich habe antworten gehört.«

»Ja, ja! ich kenne mich jetzt schon aus! Du hast Recht, — ich ändere bei jeder Bitte des Vaterunsers den Ton, wie man es beim Chorsingen thut. Aber laß uns zur Sache kommen, ich bitte Dich, und verlieren wir nicht die Zeit mit unnützen Worten. Habe ich, kleiner Jeannin, Dir schon die Geschichte von dem Räuber Pierre d'Acigné erzählt, der auf dieser Brücke, auf welcher wir stehen, den hochwürdigen Herrn Dom Vincenz, den Prior der Benedictiner von Cancale, geplündert hat? Es war noch nicht einmal finstere Nacht, und Dom Vincenz kam ganz gemüthlich auf seinem Maulesel hergekleppert —«

Jeannin faßte ihn fest am Arme.

»Habt Ihr Vertrauen zu mir, ehrwürdiger Bruder?« fragte er.

»Beinahe eben so viel, als ob Du ein Edelmann wärest, oder der Kirche angehörtest, mein kleiner Jeannin,« antwortete Bruno ohne zu zaudern.

»Das ist nicht genug,« sagte der Waffenmeister.

»Nun also,« entgegnete der Frater Bruno, »ich habe so viel Vertrauen zu Dir, als ob Du wirklich ein Mann der Kirche oder ein Edelmann wärest. Bist Du jetzt zufrieden?«

Jeannin ließ seinen Arm los und fuhr mit der Rückseite der Hand über seine Stirne.

»Nein,« murmelte er, »ich bin nicht zufrieden, und es ist nicht genug.«

»Was willst Du denn?«

»Ich will das Vertrauen, das man zu seinem Vater oder zu seinem Bruder hat.«

Bruno kratzte sich hinter den Ohren.

»Ich kenne Dich seit langer Zeit, Jeannin,« sagte er

nach einem längern Schweigen, »ich habe Dich gelehrt, deine beiden Arme wie ein Mann zu gebrauchen, da drüben bei der Belagerung von Tombelène. Erinnerst Du Dich noch daran? — Ich nannte Dich damals Hammelfell! — Sage mir, was Du von mir willst und ich werde mein Möglichstes thun.«

»Das was ich will, ehrwürdiger Bruder Bruno, weiß ich selbst noch nicht. Mein Kopf zerarbeitet sich seit gestern, allein er ist noch nicht daran gewöhnt; nur langsam findet er sich hinein. Antwortet mir vor Allem freimüthig: Seyd Ihr für Frankreich oder für die Bretagne?«

»Sind denn die Bretagner und Frankreich im Krieg miteinander? Wenn sie im Kriege sind, Du lieber Gott, was soll denn aus meiner Hochzeit zwischen dem Dauphin Carl und der Prinzessin Anna werden?«

»Ehrwürdiger Bruder, — man wird Zeit genug finden, den Frieden zu Stande zu bringen. — Für wen seyd Ihr, — für den Herzog oder für den König?«

»Ich bin für die ehrlichen Leute, mein Sohn! — Donnerwetter! — sollen wir wirklich die Lanzen gegen einander rennen sehen? Sollen die Kanonen von St. Michael, welche steinerne Kugeln schießen, wirklich zum Brummen anfangen? Gott hat allerdings das Gebot gegeben, den Frieden zu lieben, allein Moses und Josuah haben Krieg geführt; ja, das thaten sie, und noch obendrein auf Befehl des Höchsten. Man schlägt auf die Teiche, um das Wasser zu reinigen. Ohne die Lanze und ohne den Degen würde die Welt vor Faulheit am Schlagfluß sterben. Du heiliger Jesus! ich werde um zwanzig Jahre jünger bei dem Gedanken, daß die Banner wieder im Sonnenstrahle flattern sollen!«

»Ihr habt mir noch nicht geantwortet, ehrwürdiger Bruder,« sagte Jeannin.

»Je nun! weiß ich denn eigentlich selbst für wen ich bin?« rief der Mönch gutmüthig aus; »der St. Michaelsberg liegt in Frankreich, aber nur ganz wenig! Wir essen die Aepfel aus der Bretagne. Was die Frage um das Vaterland anbelangt, so bin ich am Ufer des Couesnon, halb hüben, halb drüben geboren; meine Mutter hatte den einen Fuß im Lande des Herzogs, den andern auf dem Boden des Königs. Wenn mein Herz bretonisch ist, so ist meine Milz französisch. Ich sage Dir, kleiner Jeannin, wie die Engel in der Weihnacht: Friede allen guten Menschen! — Das ist mein Wahlspruch.«

Der Waffenmeister der Madame Reine hörte dieses Geschwätz mit ernster Aufmerksamkeit an.

»Also,« fragte er, »habt Ihr, ehrwürdiger Bruder, keine persönliche Zuneigung für den König?«

»Der König ist mein Nächster.«

»Keine besondere Abneigung gegen den Herzog?«

»Der Herzog ist auch mein Nächster.«

»Wenn nun der Herzog den König ermorden wollte?«

»Heiliger Gott!« rief der Mönch, »dann würde ich den König vertheidigen!«

»Ehrwürdiger Bruder,« sagte Jeannin, indem er ihm seine breite Hand auf die Achsel legte, »wollt Ihr mir helfen, den Herzog zu vertheidigen, den der König ermorden will?«

Bruno fuhr ganz bestürzt zurück.

»Und was wird aus der Heirath?« stammelte er, denn diese Idee vermochte er nicht aus seinem Geiste zu verbannen; »ich fange an zu glauben, daß der Gevatter Gillot aus Tours in der Touraine kein ganz ehrliches Spiel gespielt hat. Die Heirath war doch abgemacht. Warum wollen sich die beiden Schwiegerväter jetzt auf einmal um's Leben bringen?«

Jeannin fiel es gar nicht ein. Die Kühnheit des Ausdrucks »die beiden Schwiegerväter« zu tadeln, der hier auf Ludwig XI. und Franz von der Bretagne angewendet wurde, mit Hinblick auf eine künftige Hochzeit, die eine verunglückte Niederkunft so leicht vereiteln konnte. Er wiederholte die Frage geduldig.

»Mein kleiner Jeannin,« antwortete er, »wenn wir den Herzog vertheidigen, wird man Dich dann zum Ritter schlagen?«

»Das weiß ich nicht, ehrwürdiger Bruder.«

»Aber das müssen wir vor Allem wissen. Da ist z. B. Fieràbras, das arme Geschöpf! — 's ist schrecklich, wenn man bedenkt, daß er noch diesen Morgen von ganzem Herzen lachte. Hast Du gesehen, wie ihn der Mann von Jersey verspeiste? Es muß ein seltsames Schauspiel gewesen seyn. Gott habe ihn selig, — denn eine Seele hatte er, trotz der der Kleinheit seines Leibes. — Daß ich Dir also sage, — Fieràbras, das arme Geschöpf, sprach gestern zu mir folgende eigenthümliche Worte: Wenn Jeannin nicht Ritter wird, so wird seine Tochter sterben. Der Hansnarr hatte gesunden Menschenverstand und von seinem Geplauder konnten die Gescheiden Vortheil ziehen. Ich begreife zwar nicht recht, Freund Jeannin, warum deine Tochter sterben soll, wenn Du kein Ritter wirst, — aber, Du lieber Jesus! — ich habe sie heut auf der Terrasse von Dayron gesehen und sie hat mir einen so freundlichen Gruß zugewinkt und so freundlich hat sie gelächelt! Ich will nicht, daß sie stirbt!«

Der Stallmeister der Madame Reine hatte den Kopf gesenkt. Wäre die Nacht nicht so schwarz gewesen, so hätte der Mönch eine Thräne gesehen, die in seinem Auge zitterte.

»Jeannine wird nicht sterben, ehrwürdiger Bruder,« murmelte er, »warum sollte Gott einem armen Vater seine letzte

Freude nehmen? Fieràbras hatte allerdings gesunden Menschenverstand, aber machmal plauderte er sinnlos in den Tag hinein.«

Alle Beide, wie sie am Brückengeländer angelehnt standen, erbebten plötzlich. Eine Stimme, die unter dem Bogen der Brücke hervorzukommen schien und sich mit dem Brausen des Wassers über die Kiesel vermengte, rief deutlich folgende Worte:

»Du lügst!«

Der Mönch und der Stallmeister sahen einander schweigend an.

»Ich habe bereits da unten lachen gehört,« murmelte Bruno, »seine Seele ist vielleicht im Fegefeuer, und Du hast leichtsinnig von einem Todten gesprochen, Freund Jeannin. Ich glaube es wäre am gescheidesten, wenn wir Jeder unser Bett aufsuchten, ich habe keine große Lust, hier noch länger zu plaudern.«

Jeannin hielt ihn in dem Augenblicke zurück, wo er sich bereits entfernte.

»Ehrwürdiger Bruder,« sagte er mit fester Stimme, »wir werden uns erst dann trennen, wenn ich euer letztes Wort weiß. Da Ihr den König nicht lieber habt, als den Herzog, so beschützt den Herzog, wie Ihr den König beschützt haben würdet.«

»Horch,« sagte der Mönch, der mit aufmerksamen Ohre lauschte, »hat nicht so eben wieder Jemand neben uns gesprochen? 'S gibt arme Seelen, die in der Luft fliegen, andere schwimmen wieder, dem Zuge des Wassers folgend. Ich leiste das Gelübde, daß Fieràbras für seine arme Seele so viel Gebete bekommen soll, als er braucht.«

»Schönen Dank!« sagte die geheimnißvolle Stimme, wie ein fernes Echo.

Die Zähne des Mönches schlugen aneinander.

»Am Abende des Festes,« brummte er nichtsdestoweniger, »am selben Tage im Augustmonate 1469 rief die Stimme des umgekommenen Zwerges unter dem Brückenbogen hervor, zuerst: Du lügst! und zum zweiten Male: Schönen Dank!

»Das erinnert mich,« setzte er laut hinzu, indem er seinen etwas zitternden Arm unter den Arm Jeannin's schob, »an die Geschichte von Perrin Choual, der im Jahre 42 als Gespenst kam, um sein Weib zu prügeln, genau zur selben Stunde, wo er sie fast immer zu prügeln die Gewohnheit gehabt hatte; — desgleichen erinnert es mich an das Abenteuer der Suzon Mignot aus dem Flecken Genest in der Normandie. Suzon hatte gegen Ende des Augustmonates auf den Felde vom Guyot-Melin drei Garben gestohlen, und im Monat September trug man sie hinaus auf den Friedhof. Die drei Garben befanden sich noch in der Scheuer Samuel Mignot's, des Mannes der verstorbenen Suzon. Dieser Samuel stand im Verdachte des geheimen Judenthums und ich habe einmal einen Diacon von St. Nikolaus erzählen gehört, daß derselbe mit vielen andern den Sabbath gefeiert habe und zwar auf dem verlassenen Pachthof, der am Rande der Dünen vor dem Flecken liegt. Die drei Garben also, — nein, nicht die drei Garben, sondern Suzon Mignot, — nein, nein, ich hab's schon recht gesagt, — die drei Garben waren in der Scheuer geblieben.«

»Plauderei! Plauderei! Plauderei!« tönte die Stimme mit aller Kraft unter dem Brückenbogen hervor.

»Plauderei ist nicht meine Leibsünde!« rief der Mönch. Er schwieg einen Augenblick, setzte aber dann plötzlich hinzu:

»Und wenn ich einmal geplaudert habe, — das heißt, wenn ich wirklich geplaudert habe, nun gut! — so werde ich Buße dafür thun.«

»Jeannin, mein Freund,« sprach er nach einer Pause; »mag Dir mein Beispiel zu einer guten Lehre dienen, — Du scheinst auch große Lust zu haben, noch länger zu plaudern. Sage mir also in wenig Worten, was ein armer Mönch, der ehemals Kriegsmann gewesen, für deinen Herzog Franz thun kann.«

Der wackere Waffenmeister wünschte nichts sehnlicher, als sich kurz zu fassen.

»Ihr habt mir gesagt, ehrwürdiger Bruder,« antwortete er, »daß Ihr mit Gug Lepriel, dem Rottmeister der Bogenschützen der Klostergemeinde, eng befreundet seyd?«

»Ich habe die Wahrheit gesprochen.«

»Könntet Ihr,« fuhr Jeannin fort, »durch Euch selbst oder durch ihn es durchsetzen, daß ein halb Dutzend tüchtiger Kämpen wie ich Einlaß in den Umkreis des Klosters bekämen?«

»Du brauchst gar nicht mich, um hinein zu kommen, die Pforte ist alle Tage offen.«

»Aber die tüchtigen Kämpen, von denen ich rede,« fuhr Jeannin fort, die Stimme dämpfend, »müßten bewaffnet seyn.«

»Oho!« fiel ihm Bruno in's Wort. »Willst Du etwa, daß ich meine Tage in einem Inpace *) schließe? Bewaffnetes Volk im Kloster! Benedicamus Domino! Lepriel kann dabei nichts thun, der wackere Camerad, der jeden Morgen

*) Inpace nannte man die Zellen, wo die Klostersträflinge eingemauert wurden, denn sie wurden mit den Worten: In Pace (geh' in Frieden!) in dieselben gebracht.

nüchtern ist bis zu der Stunde, wo er aufsteht. Wen würde man also anklagen? Den Pförtner. Kennst Du die Gefängnisse, kleiner Jeannin? Dasjenige, in welchem Messire Aubry, der Vater deines Schützlings, im Jahre 50 eingesperrt war, ist jetzt frei und leer. Sechs Fuß im Gevierte, mitten in den Felsen gehauen. Ich hoffe, das ist doch Grund genug, um sich zu besinnen. Nein, nein, mein Mann, — Du hast genug gesagt — den Rest erlasse ich Dir.«

»Seyd nur so gut und hört mich an,« drängte Jeannin.

»Nein, nein! Das Ganze gefällt mir nicht. Man hat mir ein Bett im Zelte des Forstrichters zugesagt, das sich dort jenseits des Flusses erhebt. Ich sollte bereits dort seyn. Guten Abend, kleiner Jeannin, und gute Nacht!«

Der wackere Stallmeister antwortete nicht. Er setzte sich auf das Geländer der Brücke und legte den Kopf zwischen beide Hände. Frater Bruno eilte über die Brückenhöhe hinab und setzte seinen Weg fort längs den weißen Weiden- und Erlenbüschen am Ufer. Es läßt sich denken, daß er unterwegs seine zwei Individuen plaudern ließ.

»Furcht?« begann er, »wovor sollte ich Furcht haben? Wer spricht denn davon, daß ich Furcht habe?«

»Ei, ich fühle es ja, Gevatter! Parbleu! Du zitterst ja, wie ein alter Narr.«

»Fassen wir die Sache genau in's Auge. Auch Bertrand Duguesclin hatte einmal in seinem Leben Furcht. — Was sagst Du zu diesem Jeannin? — Der König! der Herzog! — Was geht mich dieser Herzog an? — Ich bin ein Unterthan des Königs und mit einem Vertrauensposten beehrt. Wenn der König und der Herzog mit einander etwas auszumachen haben —«

Das Laubwerk der Erlen rauschte neben ihm.

»Der König hat Dich zum Narren gehalten!« sagte dieselbe kreischende, aber verhaltene Stimme, die vor kurzem noch unter dem Brückenbogen hervorgetönt hatte.

Frater Bruno beschleunigte seinen Schritt. Allein das Rauschen der weißen Weiden und der Erlen schien ihm zu folgen. Es sah so aus, als ob all diese Gebüsche das Fieber bekämen, wenn er vorüberschritt. Das Zittern theilte sich von einem dem andern mit und das Laubwerk der Gebüsche begann zu rauschen. Nicht ein Windhauch bewegte die Luft. Der Donner grollte in der Ferne und in der Richtung gegen das Meer durchzuckten rothglühende Blitze den Horizont.

Frater Bruno redete nicht mehr, aber er dachte:

»Wenn ich nur ins Zelt des Forstrichters komme, bevor der Sturm losbricht.«

»Du wirst nicht hinkommen!« antwortete die Stimme, die auf seinen Gedanken antwortete.

Und aus dem knisternden Laubwerk tönte fortwährend der einförmige Refrain:

»Der König hat Dich zum Narren gehalten! Der König hat Dich zum Narren gehalten!«

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Féval, Paul

Der eiserne Mann Von Paul Féval. Nach dem französischen Manuscripte von Anton Langer

Bd.: 2

Pest, Wien und Leipzig 1855